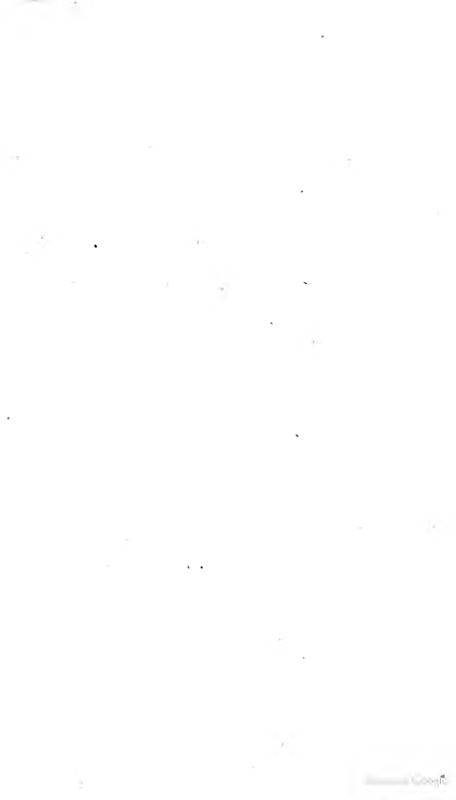
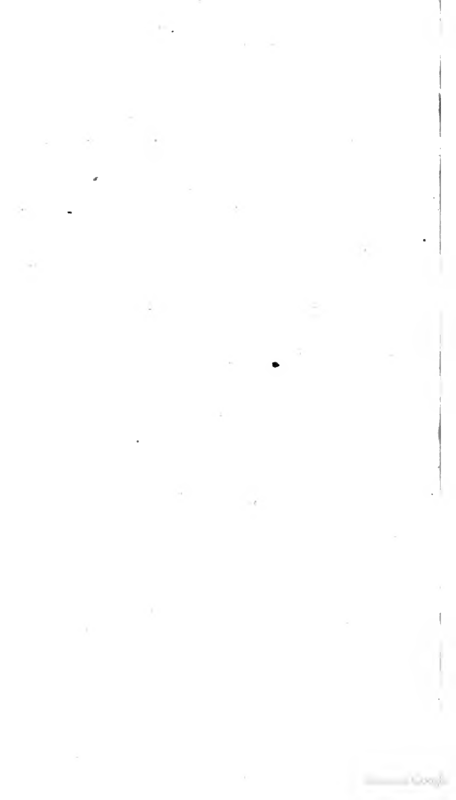
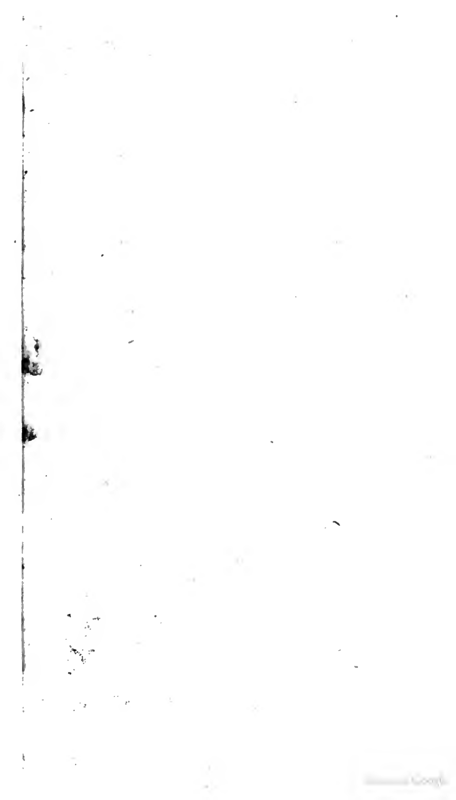


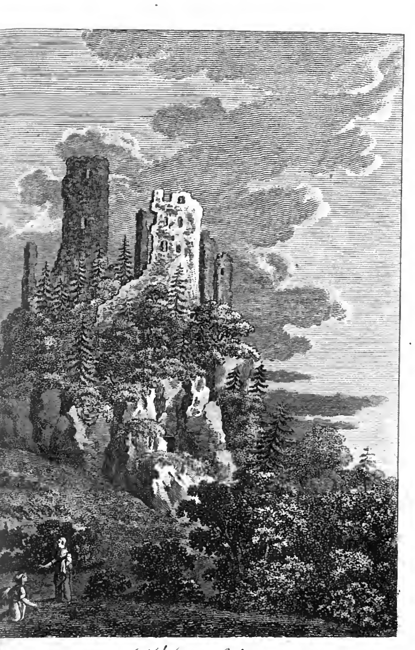

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA











Wildenfels.





Arnstein.

Dritter Band.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Halle
bei Hemmerde und Schwetschke. 1820.

Die

Ritterburgen

und

ergschlösser

Deutschlands.

Dritter Band.

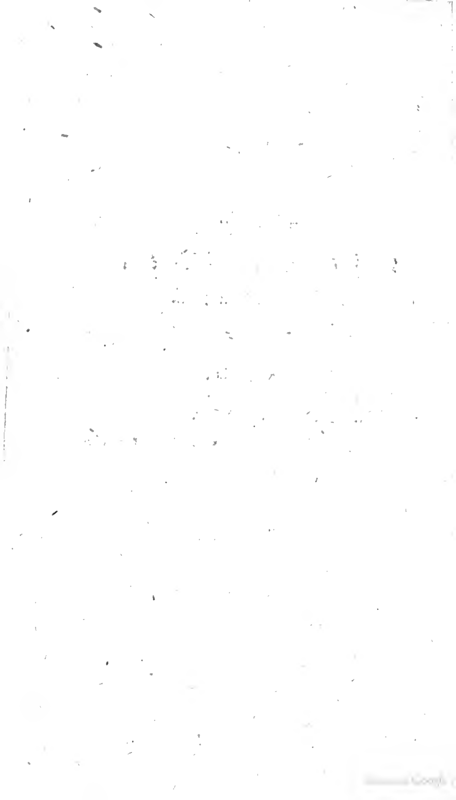
Inhalt
des dritten Bandes.

42. 43.

Die Gleichen
bei Göttingen.

— — — Versunkenes Gemäuer
Mahlt dem Wanderer oft treuer,
Als ein todtes Buch, die alte Zeit.

C. F. v. Kamiensky.



42. 43.

Die Gleichen.

So heißen zwei Burgen, die, in geringer Entfernung von einander, bei Göttingen auf einer Berghöhe liegen, und in weiter Ferne schon sichtbar sind.

Vor sieben und zwanzig Jahren war es, wo ich sie oft sah, auf ihren morschen Trümmern manchen freudigen Augenblick in der Blüthezeit meines Lebens genoß, und da schon mit innigem Wohlbehagen bei ihrem Anschauen verweilte. Lebendig und frisch schwebt mir ihr Bild noch vor mit allen den lieblichen Träumen und schwärmerischen Empfindungen, welche jene glücklichen Jahre begleiten und welche an dieser Stätte immer so gewaltig in mir aufgeregt wurden. Auch die Landschaft umher liegt noch vor mir ausgebreitet, und die Erinnerung an sie erneuert mir jedesmal das eigene, das herrliche Gefühl, das mich damals bei ihrem Ueberblick stets ergriff. — Sie sind vorüber, jene Tage des jugendlichen, unbefangenen Frohsinns, und seit ihrem Verschwinden zerfielen auch die Gleichen in Trümmern. Von dem einen — es heißt Neuengleichen — sind jetzt nur

noch einige niedrige Mauern übrig, die in funfzig Jahren ein Schutthaufen seyn werden; vom andern — Altengleichen — sah ich damals noch einen hohen Thurm, der im Jahre 1800 auch eingestürzt ist und nun die Burgstätte mit seinen traurigen Fragmenten bedeckt.

Der Berg, welcher Neuengleichen trägt, scheint nur ein Anhang dessen zu seyn, auf welchem Altengleichen steht. Seine Oberfläche ist von geringem Umfange, und die Burg kann nicht groß gewesen seyn. Von einem Graben oder einer umgebenden Mauer ist nichts mehr zu sehen. Sein Gipfel ist so steil, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich war, an ihm hinauf zu reiten, viel weniger zu fahren.

Die Aussicht von Neuengleichen ist sehr ausgebreitet und reich. Gegen Norden und Osten sieht man den Harz und das Eichsfeld. Scharzfeld und Heiligenstadt sind bloßen Augen erkennbar, so wie gegen Westen die Thürme von Göttingen. Ueber Altengleichen weg entdeckt man die Ruinen vom Schlosse Hanstein, das wir schon kennen *), so wie die der Burg Arnstein bei Witzenhausen. In der Nähe liegen viele Dörfer mit großen Edelsitzen, die in fruchtbaren Thälern, von Laubholzwaldungen umgeben, geschützt gegen Stürme und Unwetter, liegen. Dicht an den Fuß des Berges lagert sich das Dorf Gelgehausen.

Von Neuengleichen nach Altengleichen kommt man in wenigen Minuten. Der mahlerischeste Gegenstand,

*) S. 2ter Theil, S. 105.

ten man hier hat, sind die Ruinen von Neuengleichen. Die Umsicht aber ist beschränkt durch hohe Ulmen und Buchen.

Bei guter Jahrszeit werden die Gleichen sehr häufig aus der umliegenden Gegend, und besonders von Göttingern, besucht. Ueberall trifft man Spuren solcher Besuche, welche besonders die studierende Jugend, in Stein geritzt oder in die Rinde der Bäume geschnitten, hinterließ.

Die Geschichte dieser Zwillingsburgen haben einige alte Chronikenschreiber *) auf folgende Art erzählt: Zwei sächsische Grafen von Gleichen hätten sie erbauet und bewohnt. Wegen verübter Räuberei unter Kaiser Otto's IV. Regierung, wären sie in die Acht erklärt und von den Bewohnern der umliegenden Gegend verjagt worden. Otto habe ihre sämmtlichen Besitzungen seinem Berghauptmann, Heinrich von Uslar, geschenkt, und dieser, um des Geschenks ganz gewiß zu seyn, hätte mit einem der vertriebenen Grafen zu Erfurt, im J. 1211, einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen die Grafen allen Ansprüchen auf diese Güter entsagt gehabt. Die Grafen hätten nachher das Schloß Gleichen in Thüringen erbaut, und ihre Nachkommen da gelebt.

Diese Darstellung ist lange Zeit für richtig gehalten und ohne Prüfung nacherzählt worden; jetzt aber weiß

*) Sagitarius in seiner Geschichte der Grafschaft Gleichen, und Specht im Geschlechtsregister der Familie von Uslar.



man, daß sie völlig fabelhaft ist. Einem scharfsinnigen Geschichtschreiber unserer Tage, Herrn Wolf in Nörten, verdanken wir die Aufdeckung ihrer Irrthümer *). Seine vielfachen und mühevollen Untersuchungen brachten folgendes Resultat hervor, das allen Glauben verdient, da es überall beurkundet ist.

Die beiden Gleichen, welche wegen ihrer Gleichheit, ursprünglich in niedersächsischer Mundart, Lychen genannt wurden, gehörten sammt allen umliegenden Dörfern und Gütern im 11ten Jahrhundert, zweien mächtigen Herren, den Grafen Ezike und Elle von Reinhausen, welche Gaugrafen im Leinegau waren. Der erstere starb frühzeitig, der letztere hinterließ vier Söhne und zwei Töchter. Eine derselben, Richenza, wurde von einem Gerold von Immenhausen entführt; die andere, Mathilde, heirathete einen Hermann von Winzenburg aus Baiern. Von den vier Söhnen wurde einer Bischof von Hildesheim, die drei übrigen, Konrad, Heinrich und Hermann, faßten mit ihrer Schwester Mathilde den Entschluß, ihren Stammsitz zu Reinhausen, das nicht gar weit von den Gleichen liegt, nebst allen dazu gehörigen Gütern und Einkünften, zur Gründung eines Stiftes in Reinhausen, das dem heiligen Christoph gewidmet werden sollte, anzuwenden. Es geschah dies auch im J. 1090, und die Gleichen wurden dadurch ein Eigenthum des neuen Stiftes. Aber im J. 1111 schon verwandelte der Sohn Ma-

*) Geschichte d. Eichsfeldes.

thildens — er hieß auch Hermann — das Stift in ein Kloster, setzte den bisherigen Mönch Reinhard als den ersten Abt ein, und verordnete, daß das Schirmrecht darüber immer dem Aeltesten aus der Familie der Grafen von Winzenburg zustehen solle. Diese Grafen starben bald darauf aus, und der Abt Reinhard sah sich, seiner Sicherheit halber, genöthigt, das Schirmrecht einem Degenhard von Bodenhausen zu übertragen. Hatte dieser nicht den Willen, oder fehlte es ihm an Macht, das Kloster zu schützen, kurz, es litt sehr unter ihm. Geistliche und weltliche Nachbarn rissen von den Klostergütern an sich, was ihnen beliebte, oder entrichteten ihm nicht, was sie ihm zu geben schuldig waren. Unter denen, die es am meisten bedrängten, zeichnete sich besonders ein gewisser Bruno von Gelingehausen aus. Er war ein Abenteurer, der in die Gegend gekommen war; man wußte nicht woher, noch wie er eigentlich hieß. Er hatte sich aber in den Besitz der Gleichen gesetzt, in dem darunter gelegenen Dorfe Gelgehausen, das wahrscheinlich von ihm so genannt ward, niedergelassen, und nannte sich von Gelingehausen.

Ob Heinrich der Löwe, der sich für das Kloster Reinhausen sehr interessirte, ihn und seine Nachkommen im Besitze ließ, kann aus Mangel an Nachrichten nicht gesagt werden. Ueberhaupt liegt die Geschichte der Gleichen von hier an bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts ganz im Dunkeln. Da tritt sie erst wieder daraus hervor. Man findet hier nemlich eine Familie von Uslar im Be-

sitze der Gleichen. Wie diese dazu gelangte, ist nicht zu erforschen. Es gab sich zwar im Jahr 1636 der oben erwähnte Specht, Superintendent in Uslar, große Mühe, in einem bedeutenden Quartanten das Uslarsche Geschlechtsregister klar vor Augen zu legen, und die Familie in gerader Linie von einem vornehmen Römer, Osselario de Dorocampo, abzuleiten; auch suchte er zu beweisen, daß die Uslar's vom Kaiser Otto IV. mit den Gleichen und den dazu gehörigen Gütern beschenkt worden wären — alles aber auf Kosten der Wahrheit. Sein Buch diktirte die Schmeichelei. Ausgemacht gewiß bleibt es aber, daß die Uslar's am Schlusse des 13ten Jahrhunderts die Gleichen besaßen, und zwar als ein freies Stammgut.

Sie theilten sich in zwei Aeste, welche eine Erbtheilung ihrer Güter vornahmen. Ein Zweig behielt das sogenannte alte Haus Gleichen mit drei Vierteln, der andere das neue Haus mit Einem Viertel der bisher gemeinschaftlichen Güter. Beide Linien lebten aber in steten Zwistigkeiten, und in der umliegenden Gegend trägt man sich noch jetzt mit der Sage, daß sich einmal zwei der Besitzer der Schlösser aus den Fenstern geschossen und richtig auch zugleich erschossen hätten.

Die Folge von diesem steten Hader war, daß die Linie von Altengleichen, der andern zum Pössen, ihre ganze Besitzung den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg zur Lehn antrug und von denselben sie wieder empfing. Dafür suchte sich die Neuengleichische dadurch zu

rächen, daß sie die ihrige an Landgraf Ludwig von Hessen, den Friedfertigen, für 8940 Gulden verkaufte. Dies geschah im Jahr 1451. Die Verkäufer, Hans und Ernst von Uslar, begaben sich darauf in das Kloster Reinhausen, und erbauten von dem empfangenen Gelde, vor dem Kloster ein Hospital.

Der Landgraf von Hessen, nun Besitzer von Neuengleichen, räumte bald darauf das Schloß einem von Bodenhausen pfandweise ein. Aber die beiden Burgen lagen einander zu nahe, der Berührungspunkte gab es zu viele, und da hob denn der Zank und Streit von neuem auch zwischen diesen beiden, nicht verwandten Familien, an. Jede Partei suchte bei ihrem Obern Schutz, und da diese Zanksucht gar nicht erlöschen wollte, so kamen endlich Braunschweigsche und Hessische Kommissarien, die durch genaue Bezeichnung der Gränzen der beiderseitigen Besitzungen, den Hauptanstoß unter den streitenden Theilen hinwegräumen mußten.

Die von Bodenhausen erhielten ihre Burg Neuengleichen, so wie die vor derselben erbaute Kapelle des heiligen Christoph, noch eine Zeit lang in Bau und Besserung; sie bewohnten sie aber nicht mehr, sondern legten das noch vorhandene Vorwerk und Amthaus unten im Thale an, das Wettmarshof heißt.

Die Burg Altengleichen wurde von den Uslar's ums Jahr 1555 noch bewohnt. Da zogen sie sich, wahrscheinlich der mehrern Bequemlichkeit wegen, auch herab

in die umliegenden Thäler, und erbauten sich in einigen ihnen zugehörigen Oertern Amthäuser.

Beide Burgen verfielen nach und nach, blieben aber bis 1815 unter Braunschweig-Lüneburgscher und Hessischer Hoheit. Jetzt sind sie beide Braunschweig-Lüneburgisch oder Hannöverisch, da im genannten Jahre Neuengleichen an Hannover abgetreten worden ist.

* * *

In Merian's Topographie von Braunschweig und Lüneburg, Frankf. 1690, ist eine Abbildung von den damaligen Ruinen der Gleichen. Neuere haben Riepenhausen und Besemann in Göttingen in Quartformat geliefert. Wie die Gleichen aussahen, als sie noch bewohnt waren, zeigt uns eine kleine Abbildung in Merian's Topographie von Hessen.

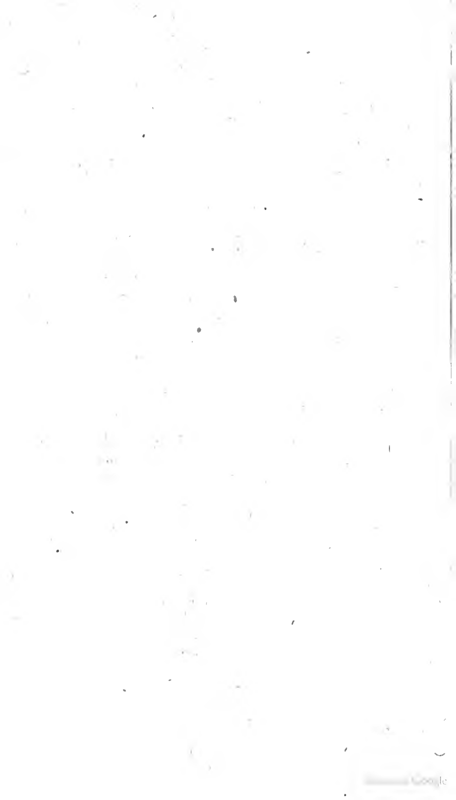
Außer der erwähnten Geschichte des Eichsfeldes von Wolf, Bd. 1. Göttingen 1792. 4., habe ich benutzt: Antiquitates Kerstlingerodanae, von Heise, 1724. 4., und Meiners kleine Reisebeschreibungen, 3ter Bd. 1801. 8.

44 — 46.

Die drei Gleichen
in Thüringen,
Gleichen, Mühlberg, Wachsenburg.

Ueber Ruinen ging ich ernst und sinnend
Ins Gebiet des Vergangnen, wo mit Zeitstaub
Ueberhüllt, die Formen der grauen Vorwelt
Still mich umringten.

v. Blumenröder.



44 — 46.

Gleichen, Mühlberg, Wachsenburg.

Die drei Burgen, Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg, welche in Thüringen, zwischen Gotha und Arnstadt, in einem Dreieck liegen, werden, mehr herkömmlich als sprachrichtig, mit dem Gesammtnamen: die drei Gleichen, bezeichnet. Der Historiker kann diesen Namen nicht anerkennen, da er unrichtig ist, indem nur Eine der Burgen ihn führt. Mir soll er indessen hier Veranlassung seyn, sie vereinigt aufzuführen, was auch ihre nachbarliche Lage wohl rechtfertigen möchte, die hin und wieder Bemerkungen, welche sie gemeinschaftlich betreffen, herbeiführen wird.

Die Gegend, in welcher diese drei Burgen liegen, gehört zu den angenehmern Thüringens, daher man von ihnen Aussichten genießt, die sehr reich an Abwechselungen sind. Im Frühjahre 1812 erstieg ich sie alle drei, und gebe daher hier die Schilderung der Burgen, so wie ihrer umliegenden Landschaft, aus eigner Ansicht. Zuerst möge Gleichen auftreten.

Die Burg Gleichen, oder wie sie in der umliegenden Gegend genannt wird, das Wandersleber Schloß, liegt drei Stunden von Gotha und eine kleine Stunde von dem schönen großen Dorfe Wandersleben, im Gebiete der Stadt Erfurt. Ein ziemlich steiler Bergkegel, der ganz isolirt sich erhebt, trägt sie. Nicht ohne einige Anstrengung klimmt man den Fußsteig hinan, wo sich mit jedem Schritte die Landschaft umher entfaltet. Ein hohes gewölbtes Thor, was noch verschlossen werden kann, führt in den großen weiten Burghof, mit hohem üppigem Grün beraset, in welchem eben Kühe weideten, als ich eintrat. Ringsumher erblickt man Ruinen, und nur auf Einem Gebäude liegt noch ein Ziegeldach. Dies Gebäude, das an 100 Fuß lang ist, und 14 Fensteröffnungen hat, könnte leicht wieder hergestellt werden. Die Mauern sind noch gut, so wie das Gebälke, und mit einiger Vorsicht lassen sich auch noch die Treppen ersteigen. Ueber der Hausthür sieht man das Gleichische Wappen, einen Löwen, mit der Jahrszahl 1588, in Stein gehauen. Ein Zimmer im obern Stock heißt die Junkernkammer. Da stand bis vor wenigen Jahren eine große breite Bettsponde, welche dieselbe seyn sollte, die Graf Ernst von Gleichen mit seinen zwei Weibern in friedlicher Eintracht getheilt habe, wovon ich hernach mehr erzählen werde. An dieses Gebäude stoßen die Ruinen der Burgkapelle. Man erkennt diese geweiheten Mauern an einigen in derselben, besonders in der Höhe, befindlichen Kirchenfenstern. Auch stehen noch im Innern die Reste von zwei runden, aus

gehauenen großen Steinen geformten, Pfeilern, die wahrscheinlich die gewölbte Decke trugen. Man hat sie hin und wieder für Taufsteine ausgeben wollen, mir scheinen sie das aber nicht gewesen zu seyn. Zwei Taufsteine neben einander wäre schon etwas ganz Ungewöhnliches, besonders in einer Burgkapelle, und ihre Form verräth auch diese Bestimmung gar nicht. Wer sich die Mühe geben wollte, den Schutt umher wegzuräumen, würde vielleicht den Fuß der Säulen ans Licht ziehen können, wodurch jeder Zweifel gehoben seyn möchte.

Auf der östlichen Seite steht ein Theil von einem viereckigen Wartthurme, ungefähr 70 Fuß hoch, und in einiger Entfernung davon ein Mauerwerk von ungefähr 20 Fuß Höhe, pyramidalischer Form und inwendig hohl, wie ein Schornstein. Die Bestimmung dieses Fragments läßt sich nicht wohl entziffern, wenn man nicht annehmen will, daß es der Rauchfang einer im Innern des Berges befindlichen Küche gewesen sey. Die nicht weit davon aus der Erde herausgehende Oeffnung, durch die man in ein Gewölbe sieht, scheint wenigstens für diese Meinung zu sprechen.

Allen übrigen Ruinen sieht man ihre Bestimmung nicht mehr an. Ich erwähne nur noch eines räthselhaften Steins, der 3 Fuß hoch und 1 Fuß im Quadrat stark, glatt bearbeitet ist, und an dessen einer Seite die Jahrzahl 1535 mit den Buchstaben I H S (vielleicht: Iesus Hominum Salvator), so wie an einer andern ein Y, sich befindet. Man hält ihn für einen Leichenstein. Da er

aber auf keinem freien Platze, sondern zwischen den vier Wänden eines Gebäudes steht, so ist er das wohl nicht. Könnte man ihn herausheben oder den Schutt um ihn her bis auf den Grund wegräumen, so kämen vielleicht nähere Aufschlüsse über seine Bestimmung hervor.

Zu den Eigenheiten der Burg Gleichen gehört, daß sie keinen Brunnen gehabt hat — ein Mangel, den man höchst selten auf solchen Rittersitzen antrifft, wo für alles gesorgt war, was zur Unterhaltung nöthig ist. Ein steinerner Trog in einer Ecke, wo von den Dächern viel Wasser zusammenfloß, zeigt auch noch, daß man sich gegen Wassermangel zu schützen suchte. Noch im Jahre 1598 soll Graf Philipp Ernst die Idee gehabt haben, einen Brunnen graben zu lassen. Dieser Mangel mag auch wohl in neuerer Zeit die Ursache gewesen seyn, daß die Grafen ihre Hofhaltung bald in Ohrdruf, Kranichfeld, Blankenhayn, Tonna oder Erfurt hatten; denn das Heraufschaffen des Wassers war mit gar zu vieler Umständlichkeit verbunden.

Die Aussicht ist nach allen Seiten hin unterhaltend und schön. Die ganze Kette des Thüringer Waldes dehnt sich in langer Wellenlinie bis ins ferne Blaue, und säumt hier den Horizont. Aus ihr erhebt sich die gebuckelte Masse des Inselberges als Beherrscher des langen Gebirgszugs hoch über sie herragend. In Süden sehen die Thurmspitzen von Arnstadt vor. In Osten verliert sich das Auge in weiter Ferne. Ganz nahe, aber viel tiefer, stören die mahlerischen Ruinen von Mühlberg die etwas

ein-

einfache Landschaft. Nach den andern Seiten ist diese eine Fülle reicher Fruchtfelder, von der Apfelstedt durchflossen, in welchen der große Flecken Wandersleben zunächst, entfernter aber viele Dörfer liegen, unter denen die mit lauter neuen Gebäuden prangende Herrenhuther Kolonie, Neudietendorf, besonders freundlich hervortritt.

Die sämmtlichen Gleichischen Geschichtschreiber nehmen zwar als eine ausgemachte Wahrheit an, daß die Burg Gleichen von den Besitzern der Gleichen bei Göttingen, von wo sie vertrieben worden, erbaut wäre; allein daß sie hierin irren, habe ich bereits im vorigen Abschnitte erzählt. Von wem sie aber erbauet worden, und in welchem Jahre — das ist nicht mehr zu ergründen. Die alten Chronisten wissen zwar gar mancherlei darüber zu schwatzen. Sie lassen sie bald im Jahr 876, oder gar im 454sten Jahre nach Christi Geburt schon gebaut seyn, aber ohne hinreichende Beweise. Es war nun einmal ihre schwache Seite, den Ursprung alter Geschlechter und ihrer Stammsitze so recht tief in der dunkeln Vorzeit sich verlieren zu lassen, wodurch sie ihm ein edleres, achtungswürdigeres Ansehn zu geben wähnten. Auf eine Widerlegung solcher fabelhaften Angaben wollen wir uns hier nicht einlassen, sondern da zu erzählen beginnen, wo die Burg Gleichen als wirklich vorhanden auftritt. Dies ist ums Jahr 1089. Eckbrecht II., Markgraf in Thüringen, soll sie damals besessen haben, und nach ihm Wilhelm, Pfalzgraf am Rhein. Dieser hatte keine Kinder. Er schenkte daher mit Einwilligung seines Erben, welches

Markgraf Albrecht der Bär gewesen wäre, im Jahr 1123 das Schloß Gleichen, so wie das nahgelegene Mühlberg, dem Erzbischof von Mainz, Adelbert I., der damals in Erfurt residirte. Von diesem wurden die Grafen von Tonna, ein längst vorhandenes Geschlecht, mit Gleichen beliehen, und Graf Erwin II. ist der Erste dieser Familie, der sich Graf von Gleichen nannte.

Ganz bestimmt erwiesen sind diese Angaben freilich auch nicht; wo aber beurkundete ganz und gar mangeln, verdienen doch solche Glauben, welche durch den Beitritt einiger Geschichtsforscher Autorität erlangt haben.

Es war übrigens eine reiche Familie, die der Grafen von Gleichen, und sie gehörte zu den mächtigsten Grafen Deutschlands, daher auch die Beherrscher Thüringens sehr oft in nicht geringer Besorgniß lebten, daß sie sich ihrer Oberherrschaft entziehen möchten. Ihr Wohnsitz, Gleichen, hatte einige Burgmänner, und dem dazu gehörigen Bezirke war ein Voigt vorgesetzt. Unter die Klasse der Raubritter dürfen sie durchaus nicht gerechnet werden. Im Gegentheil waren sie sehr bemüht, durch Bündnisse, die sie mit ihren Nachbarn schlossen, jenen raubenden Gesellen entgegenzuwirken, und Kaiser Karl IV. trug ihnen sogar im Jahr 1372, nebst andern Fürsten, die Aufrechthaltung und Vollziehung des Landfriedens auf, der zwischen ihm, dem Könige von Böhmen, dem Erzbischofe von Mainz und den Städten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen geschlossen war. Auch besaßen sie eine Zeit lang die Schutzvoigteigerechtigkeit und das Voigtgeding

in Erfurt. Mit dieser Stadt standen sie überhaupt in enger Verbindung, und sie hat ihnen viele ihrer Dorfschaften und Besitzungen zu danken. Ihr Geschlecht breitete sich mit ihren Besitzungen immer mehr aus. Von ihnen wären die Grafen von Gleichenstein, die das Eichsfeld besaßen, die Grafen von Blankenhayn und Kranichfeld, Nebenlinien. Auch waren sie vom Jahr 1583 bis zu ihrem Aussterben, im Besitz der Grafschaften Spiegelberg und Pyrmont, daher sie auch einen Gesandten auf den Reichstag schickten. Rechnet man alle ihre Grafschaften und Herrschaften zusammen, so entsteht ein Gebiet, das manchem angesehenen Fürstenthume nichts nachgiebt. Alle jene Nebenlinien starben aber nach und nach aus. Graf Hans Ludwig war Regent vom Ganzen, aber auch der letzte Graf von Gleichen. Als er sah, daß er unbeerbt sterben werde, errichtete er, wegen der Succession in seine Länder, mit den Grafen von Hohenlohe-Langenburg, von Waldeck, von Schwarzburg und von Hohnstein, alle seine nahen Verwandten, drei verschiedene Erbverträge. Im Jahr 1630 am 28sten Jul, starb er in Ohrdruf. Der Kurfürst von Mainz zog das Schloß Gleichen nebst andern ihm lehnbaren Gütern ein, und verlieh sie im Jahr 1639 den Grafen von Hatzfeld. Die andern Besitzungen gelangten an die Häuser, mit denen Hans Ludwig Erbverträge geschlossen hatte.

Die Burg Gleichen spielte eine weit minder glänzende Rolle, als ihre Besitzer. Von ihren Schicksalen erzählen die Gleichischen Historiographen so viel wie nichts. Zu-

weilen wohnten nur Vögte, Amtleute, bisweilen auch Burgleute darauf. Von den Besitzern hielten die wenigsten ihren Hof daselbst. In früherer Zeit soll sie mehrmals belagert worden seyn, unter andern ums Jahr 1088 durch Kaiser Heinrich IV. Markgraf Eckbrecht VI. war damals Besitzer und der Belagerte. Nachdem er sich ein halbes Jahr hindurch tapfer gewehrt hatte, wagte er endlich am Christabend einen entscheidenden Ausfall, und schlug den Kaiser auch gänzlich in die Flucht. Viele geistliche Herren, die sich zu der Zeit gar zu gern noch in weltliche Händel mischten, und auch eine bedeutende Stimme dabei hatten, befanden sich beim Kaiser, und entkamen nur durch die Flucht; der Erzbischof von Bremen wurde aber gefangen.

Im Jahr 1450 wurde Gleichen in dem Schwarzburgschen Erbschafts-Bruderkriege, in welchen die thüringischen Landesherren, nebst mehrern ihrer Vasallen, verwickelt waren, auch wieder berennt, aber nicht eingenommen.

Nachdem es an die Grafen Hatzfeld gekommen, war es zum Theil schon verfallen, und nur der Flügel, welcher, wie oben erwähnt, noch jetzt mit einem Dache versehen ist, war noch gut. In diesem wohnte ein Förster als Aufseher über die umliegenden Holzungen. Späterhin zog auch dieser herab in die dicht am Fuße des Burgberges liegende Försterwohnung, welche das Freudenthal heißt; doch behielt er die Schlüssel zur Burg, und jener

Flügel mußte, als das Gleichische Stammhaus und Lehn des Mainzer Erzstifts, im Stande erhalten werden.

Im Jahr 1794 starb die mit den Gleichischen Besitzungen beliehene Linie der fürstlichen und gräflichen Familie Hatzfeld aus. Diese fielen daher an Mainz zurück, und machten seit der Zeit einen Theil des Erfurter Gebiets aus, das 1803 an Preußen überging. In dem politischen Umkehrungsstrudel unserer Tage sind auch die öden Mauern von Gleichen und Mühlberg von dem mächtigen Zauberstabe der Alles umwandelnden Zeit berührt worden, doch nicht sie zu verderben, vielmehr ihr Daseyn zu fristen. Buonaparte hielt bekanntlich Erfurt seit dem 16ten Okt. 1806 besetzt, erklärte es für eine französische Besitzung, schaltete auch hier nach gewohnter Weise, ganz willkührlich, und verschenkte und verkaufte, wie es ihn gut däuchte. Auch die Burg Gleichen traf die Reihe. Sie wurde für eine Domaine erklärt, und nebst den darauf haftenden Zinsen und dazu gehörigen Grundstücken, feil geboten, doch unter der Bedingung, die alten Mauern nicht abzubrechen, vielmehr sie zu erhalten. Da sich nun kein Käufer finden wollte, so ließ sie der, damals in Erfurt befindliche, französische Domainen-Director Gentil abschätzen, erlegte den Preis, und machte, mit Genehmigung des französischen Ministers, der damaligen Universität in Erfurt ein Geschenk damit. In diese Schenkung, die 1811 geschah, waren auch an 132 alte Gemälde und Bildnisse, die sich in dem vormaligen Statthalterei-Gebäude in Erfurt und auf dem Petersklofter

befunden hatten, doch von keinem besondern Kunstwerthe waren, mit einbegriffen. Sein Plan war nun, daß die Burg völlig wieder hergestellt, mit diesen Gemälden, zur Erinnerung an das, von ihm hochgepriesene und geliebte, Mittelalter, geziert, durch eine darin angelegte Wirthschaft die Zinsen des dazu erforderlichen Kapitals gedeckt werden sollten, und er selbst wollte noch bemüht seyn, die Ausführung dieses, an sich ganz gefälligen, Planes, durch Geldbeiträge zu befördern. Allein, es blieb bei der bloßen Idee. Gentil kam weg von Erfurt, andere Geschäfte ließen ihn nicht weiter daran denken; die Universität konnte aus ihren Mitteln so bedeutende Kosten nicht bestreiten, als die Wiederherstellung der Burg erfordert haben würde, und so unterblieb die Ausführung und wird nun auch wohl unterbleiben, da die Universität aufgelößt ist, zu deren Fond jedoch die Burg noch gehört. Gentil's Name wird aber immer, mit dankbarer Erinnerung, in der Geschichte dieser Burg genannt werden müssen. Seine Absicht war gut und lobenswerth, und daß sie nicht erreicht ward, nicht seine Schuld.

Zum Beschluß der Geschichte von Gleichen folge hier nur noch die romantische Sage von der Doppelehe des Grafen Ernst von Gleichen.

Im Jahr 1227 unternahm Kaiser Friedrich II. einen Kreutzzug nach Asien gegen die Sarazenen. Ihm folgten, unter andern, Ludwig IV., Landgraf von Thüringen der Fromme, dessen Heer aus einer erlesenen Zahl tapferer deutscher Grafen, Herren und Edelleute bestand,

worunter auch Graf Ernst von Gleichen war. In Sicilien stießen sie zur Armee des Kaisers, und von da ging das Heer nach Brundus, was zum Versammlungsorte aller aus Europa erwarteten Truppen, bestimmt war. Hier wurde der Landgraf plötzlich krank, und mußte zurückbleiben; der Kaiser aber rückte mit der ganzen Armee vorwärts.

Ernst von Gleichen war ein schöner Mann, ein Mann von trefflichen Geistesgaben. Sein Eifer für die gute Sache, für die Sache Gottes und die Vernichtung der Ungläubigen, ließ ihn eben so tapfer kämpfen und eben so eifrig die sarazenischen Schädel spalten, wie alle Waffenbrüder thaten. Dieser fanatische Eifer war es auch, der ihn eines Tages zu weit von den Seinigen entfernte. Ein Schwarm Sarazenen umringte ihn, und er fiel, nebst einem seiner Knappen, in ihre Hände. Da die sogenannten Ungläubigen alle Gefangene, gleich ihren Sklaven, zu jeder Arbeit gebrauchten, so wurde dieses Schicksal auch Ernsten zu Theil, denn er verschwieg, weß Standes er war. Wie oft seufzte er da, und erlag schier unter der ungewohnten Anstrengung bei den Arbeiten im Felde und in den Gärten. Wie oft streckte er seine Arme nach Westen hin, wo sein geliebtes Weib wohnte, und seiner sehnlich harrte. Aber umsonst. Es verging ein Jahr nach dem andern, und immer blieb die ihn noch aufrecht haltende Hoffnung, doch endlich einmal erlöst zu werden, unerfüllt.

Während dieser Zeit hatte ihn die Prinzessin, Tochter des Sultans, in dessen Garten er arbeiten mußte, oft gesehen, und, seines scheinbar niedern Standes ungeachtet, einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit gewürdigt. Anfangs ging sie oft, doch stillschweigend, an ihm vorüber. Sein Wesen nahm sie aber immer mehr für ihn ein, und ließ sie bald alle Verhältnisse vergessen. Sie grüßte ihn freundlich, dann beklagte sie ihn, daß er so schwere Arbeit thun müsse, und endlich gab sie ihm sogar Geld als ein Zeichen ihrer Theilnahme.

Graf Ernst nahm an, was ihm die freundliche Tochter des Sultans reichte. Ihm that es wohl, in seiner traurigen Lage doch eine Seele zu finden, die sich zu ihm hinneigte, und nicht entfernt ahnete er hierin den Keim seiner künftigen Erlösung.

Melechsala, so hieß die Prinzessin, nahte sich ihm aber immer öfter. Sie weilte immer länger bei dem Manne, der, unschuldig selbst, eine unbezwingliche Zuneigung in ihrem Innern erregt hatte, und nun erst merkte er wohl, was ihre freundlichen Blicke sagen wollten. Eingedenk seiner Pflichten blieb sein Betragen zwar immer dasselbe; er mied jede Annäherung, und selbst keinen Schein von Hoffnung ließ er der liebetrunkenen Melechsala in seinen Blicken lesen. Aber, war es Dankbarkeit oder Liebe, kurz, je länger je weniger konnte er es sich verhehlen, daß auch ihm dies liebevolle Mädchen nicht mehr gleichgültig sey.

So vergingen einige Jahre, als der Knappe Ernsts, der Prinzessin den Stand des Grafen verrieth. Da lösten sich mit Einem Male die Bande der bisherigen Verhältnisse, und Melechsala machte ihm den Antrag, sie zum Weibe zu nehmen, wofür sie ihn nicht nur aus seiner Sklaverei erlösen, sondern auch frei machen wolle, damit er seinem Stande angemessen, ritterlich leben könne. Der Kampf war groß, den Ernst, zwischen Liebe, Pflicht, Freiheit und Sklaverei gestellt, kämpfte; aber eingedenk der Worte: Ehrlichkeit währt am längsten, entdeckte er ganz offen der Melechsala seine Verhältnisse, sagte ihr, daß er schon Weib und Kinder habe, daß er nach den Grundsätzen seiner Kirche nur ein Weib haben, und sich als Rechtgläubiger auch mit keiner Ungläubigen verehelichen dürfe. Aber, die Liebe! was bleibt dieser mächtigen Spiralfeder, die alle Fesseln zu lösen, alle Scheidewände zu trennen, alle Verhältnisse aufzuheben vermag, was bleibt ihr unmöglich! Melechsala, die nun einmal ihr Inneres dem schönen Manne offen entfaltet hatte, hielt nichts mehr zurück, Alles zur Erreichung ihrer Wünsche aufzubieten. Sie bestürmte Ernsten mit Bitten, der Ihre zu werden; sie war ja bereit, um seinetwillen Allem zu entsagen, Alles, Vaterland und Eltern zu verlassen, ja selbst ihren Glauben abzuschwören und eine Christin zu werden. Da wankte er, wankte immer mehr, und die Aussicht zu seiner Befreiung, zur Rückkehr in sein Land und zu seinem Weibe, die Hoffnung, zur Annahme eines zweiten Weibes vom Papste die Erlaubniß zu erhalten,

da er dadurch zugleich der christlichen Kirche eine ungläubige Seele zuführe, ließen ihn endlich das Jawort aussprechen. Nun wurde Alles zu einer heimlichen Flucht bereitet, einige Diener für das Unternehmen gewonnen, durch sie aus Venedig ein Schiff herbeigeschafft, und so gelang es endlich dem liebenden Paare, glücklich zu entkommen.

Mit gemischten Gefühlen der Freude, der Besorgniß, der Dankbarkeit und der zärtlichen Beängstigung sah Graf Ernst die Ufer des Landes sich immer mehr in ferne Nebel hüllen, in welchem er zehn lange Jahre geschmachtet hatte. Wie wird das enden? wie wird es werden? lebt dein Weib, leben deine Kinder noch? wie wird ihr Empfang seyn! Diese und tausend ähnliche Gedanken durchkreuzten seine Seele, und nur die Liebe der schönen Morgenländerin konnte ihn wieder aufrichten, und das Dunkel der Zukunft ihm wohlthätig erhellen.

Der Wind war günstig. Nach wenigen Tagen lag die schöne Inselstadt Venedig vor ihren Augen. Von hier begaben sie sich nach Rom. Gregor — es war der Neunte des Namens — stutzte nicht wenig, als ihm der seltne Fall vorgelegt ward. Er machte der Einwendungen viele, und zog die dichten Augenbraunen hoch zur Stirn herauf, zweifelnd, daß er gewähren könne, was man wünsche. Graf Ernst ließ aber nicht ab mit Bitten und Flehen, wandte Alles an, dem alten Manne ans Herz zu legen, welche Verdienste seine Melechsala um die christliche rechtgläubige Kirche habe, da sie sich ihr selbst

in die Arme werfe, und ihn aus den Klauen der Sarazenen errettet habe, so, daß dieser endlich — sein Fiat ertheilte, denn:

> Der heilige Vater war sanft und war fromm,
> Und sagte nach reifem Erwägen:
> Ich werde nicht lösen mit frevelnder Hand,
> Was der Himmel so wunderbar selber verband.
> Sohn, scheide mit Frieden und Seegen. *)

Nun trat Melechsala zur christlichen Kirche durch feierliche Taufe über, und wurde dann Graf Ernsts Weib. Der Papst ließ darüber die erforderlichen Zeugnisse ausfertigen, und damit eilten die Glücklichen nach Venedig zurück. Hier fand der Graf den Abgeordneten wieder, den er bei seiner ersten Ankunft nach Hause geschickt hatte, um sich nach den Seinigen zu erkundigen, und von seiner Rückkehr Nachricht zu geben. Von der Ankunft einer zweiten Gemahlin die erste zu unterrichten, das hatte er sich aber doch selbst vorbehalten.

Von Venedig reisten sie durch Italien, Baiern, und so fort auf Thüringen zu. Je mehr sie sich dem Lande näherten, desto unruhiger wurde Ernst. Die Ungewißheit über die Aufnahme, die er bei seiner ersten Gattin finden werde, war ihm drückend. Als sie daher noch zwei Tagereisen von der Burg Gleichen entfernt waren, eilte er voraus und ließ seine Gattin langsam nachfolgen.

*) Graf Stolberg, im deutschen Museo, 1782, S. 99.

Er selbst wollte der auf der Burg harrenden Gattin sein Schicksal erzählen, ihr nach und nach das Geschehene beibringen, und so der Nachkommenden einen freundlichen Empfang bereiten.

Mit hochklopfendem Herzen erblickte er die Zinnen seiner Burg, in der er nun recht glücklich oder recht unglücklich leben sollte, und mit gemischten Gefühlen von Bangigkeit und Freude sprengte er den Berg hinan. Da flog ihm sein Weib, da eilten seine Kinder ihm entgegen. Alles, was in der Burg lebte, versammelte sich um den Herrn, jauchzte ihm jubelnd zu, und benetzte seine Hand mit Thränen der herzlichsten Freude. Es war eine rührende, erhebende Scene. Ernsten drängte und drückte es aber in der Brust. Seine Freude war groß und rein, aber ganz unbefangen konnte er sich ihr noch nicht hingeben, denn das Geständniß seiner Doppelehe war noch nicht heraus. Lange hielt er diesen Zustand aber nicht aus. Er wollte bald aus dieser Ungewißheit, er wollte bald wissen, welches Schicksal seiner harre. Kaum war daher eine Stunde verflossen, als er seiner Gattin die Geschichte seiner zehnjährigen Abwesenheit zu erzählen begann, seine schreckliche Lage als Sklav ihr lebendig schilderte, nach und nach der Bekanntschaft mit Melechsala erwähnte, leisen Schrittes ihre Zuneigung berührte und endlich — mit klopfendem Herzen — den Vorhang ganz lüftete. Jetzt hing sein Blick ängstlich an den Lippen der Gattin, sein Urtheil zu empfangen, aber — wer mahlt sein Entzücken, als diese mit den Worten in

seine Arme sank: „Sie soll mir herzlich willkommen seyn, dein zweites Weib, meine erste Freundin!"

Graf Ernst ging unter in frohem freudigen Entzücken. Nun erst athmete er frei, und genoß ganz die Wonne des Wiedersehens. Froh drückte er sein Weib an seinen Busen, und rief aus: „Wo ist der Glückliche, der sich mit mir messen kann!"

Indem verkündigte der Thurmwächter die Ankunft eines Zugs Reiter im nahen Thale. Da eilte Ernst mit seinem Weibe den Berg herab, denn es war Melechsala, die sich näherte. Am Fuße des Berges beim Freudenthale, da trafen die beiden Weiber zusammen. Mit herzlichem Wohlwollen umarmten sie sich, und das glückliche Kleeblatt zog unter Freudenzuruf einer Menge seiner Unterthanen auf die Burg zurück. Acht Tage lang gab's große Festlichkeiten und Banquets, denen aus der ganzen Nachbarschaft Freunde und Bekannte beiwohnten.

In seltner Eintracht verlebte dieses Ehepaar viele Jahre. Des Grafen erste Gemahlin beschenkte ihn noch mit drei Kindern, Melechsala aber vermehrte die Familie nicht. Der Tod entführte zuerst die Sarazenin dem glücklichen Bunde. Ihr folgte die andere Gemahlin, und Graf Ernst schied zuletzt im sechzigsten Jahre seines Lebens, 1264. Im Peterskloster zu Erfurt ruhen sie alle drei neben einander. Den Grabstein sieht man noch jetzt, und darauf alle in Lebensgröße in Stein gehauen *).

*) Eine Abbildung dieses Grabsteins ist im 3ten Bde der Curiositäten, Weimar 1813. 8. zu finden.

Schade, daß diese romantische Begebenheit wahrscheinlich nur ein Mährchen ist. Gern nähm' ich ihr das Fabelhafte, und stellte sie als ein richtiges historisches Faktum dar, denn als einziges Beispiel einer solchen Doppelehe in der deutschen Geschichte verdiente sie es wohl, aber — es will nicht gehen. Man hat zwar lange Zeit auf der Burg Gleichen das dreischläfrige Bettgestell noch gezeigt, dem der Aberglaube sogar die Kraft des Stillens des Zahnschmerzes beilegte, wenn man einen Span davon an den Zahn brachte. Das Freudenthal und der sogenannte Türkenweg bei dem Schlosse sollten auch beweisen helfen, so wie der Leichenstein in der Erfurter Peterskirche als Haupturkunde aufgestellt wurde, aber nichts davon hält eine strenge Untersuchung aus.

Es würde mich zu weit von meinem Zwecke abführen, wenn ich hier alles das umständlich angeben wollte, was sich für und wider diese Episode sagen läßt. Auch haben es schon ganz erschöpfend Dominikus und Hellbach in ihren unten bemerkten Schriften, so wie Placidus Muth, in einer eigenen lateinischen kleinen Abhandlung gethan. Diese Männer führen als Beweis dagegen an, daß man die Erzählung dieser Geschichte vor dem 16ten Jahrhundert nicht finde, daß auf die Unzertrennlichkeit der Ehen und das Strafbare einer Bigamie zu Gregors IX. Zeiten, nur zu streng, eine Dispensation davon für ganz unmöglich gehalten worden, und daß man endlich nicht einmal über den Namen des Grafen, und das Jahrhundert, in welchem diese Begebenheit geschehen seyn solle,

auf dem Reinen sey. Dadurch wird diese Geschichte freilich in die Reihe lieblicher Volksdichtungen versetzt. Als solche ist sie oft schon bearbeitet und erzählt worden, am besten wohl von Musäus in seinen Volksmährchen.

Uebrigens bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß auch bei ihr, wie bei andern Volkssagen, irgend ein historisches Faktum zum Grunde liegt, das die Tradition immer mehr verschönerte, auszierte, und zuletzt ganz unkenntlich machte.

Ich führe nun meine Leser von der Burg Gleichen eine halbe Stunde weiter, auf die Ruinen der Burg

Mühlberg.

Unter den drei Schwesterburgen giebt sie das schönste Bild einer Ruine. Ringsum nicht verdeckt, sieht man den hohen Thurm, von einem Schwarme hier nistender Dohlen stets umkreist, wie er mit stolzer Miene auf die um ihn her zerfallenen Gebäude herabblickt, seiner längern Dauer gewiß. Ersteigt man den Berg, der nicht hoch ist, so findet man noch zwei Bogen einer gewölbten Brücke, die über den zweiten Wallgraben führte, eine Menge hoher Mauern mit Fensteröffnungen, Gewölbe und den verschütteten Brunnen. Das schönste Stück ist der Thurm, der 70 Fuß Höhe und 77 Fuß im Umfange hat. Oben am Rande sind ihm acht Fensteröffnungen eine ganz eigenthümliche und seltene Verzierung. Von oben bis in die Mitte, wo sich die Eingangsthür noch

zeigt, besteht er aus schönen Quadern, von da bis herab aus Bruchsteinen. Man findet dies an vielen Thürmen. Die Ursache davon ist wohl die, daß sie bis zu ihrer Mitte gewöhnlich mit andern Gebäuden umgeben, dem Auge versteckt, und daher weniger verziert und gegen die Zerstörung gesichert wurden, der obere Theil hingegen über Alles hinwegragte, daher durch glattgehauene Quadern ein nettes Ansehn und größere Dauer erhielt. Ein zweiter viereckiger Thurm, der gegen Süden stand, und wovon man noch die Grundmauern sieht, stürzte erst vor 40 Jahren ein. Hinter dem Schlosse gegen Morgen zu, hat eine Kapelle gestanden, und sechzig Schritte davon eine Warte oder Brustwehr, welche die Neueburg oder Naumburg hieß. Von beiden sieht man noch Ueberreste.

Da Mühlberg niedriger liegt als Gleichen, so ist auch hier die Aussicht beschränkter, doch immer angenehm. Dicht am Fuße des Berges liegt der alte Flecken Mühlberg, weiterhin das Alaunwerk Nonnenglück, und im Hintergrunde ragt der Inselsberg über nähere Bergreihen hervor. Mehr rechts zeigt sich ganz nahe, Gleichen, mit einem weiten Hintergrunde von Feldern und flachen Erhöhungen, und nach Morgen hin zieht der hohe Berg mit der Wachsenburg das Auge an.

Mühlberg gehört, wie Gleichen, zum preußischen Fürstenthum Erfurt. Sein Erbauungsjahr zu ergrübeln, haben sich die alten Chronisten so weit vergessen, daß sie es noch vor Christi Geburt aufgesucht. So viel ist gewiß, daß es sehr alten Ursprungs ist, und wahrscheinlich im

achten

achten Jahrhundert schon stand. Es hatte seine eigenen Herren, die sich Grafen nannten, und die vom elften bis ins dreizehnte Jahrhundert lebten. Der erste derselben erscheint ums Jahr 1034. Ihre Geschichte hat weniges Interesse, wenigstens sind uns nur unbedeutende Handlungen von ihnen bekannt. Aus dem Leben des letzten Grafen, Meinhard hieß er, wäre allenfalls ein Zug hier anzuführen, der den Geist jener Tage und die Lebensart der edeln Herren bezeichnet.

Erfurt war im Jahr 1232 in die Reichsacht verfallen. Graf Meinhard hatte die Vollziehung derselben bekommen, und dieses Auftrags entledigte er sich auch so gut, daß er diese Stadt zur Vereinigung mit dem Kaiser und Reiche zwang. Die Erfurter, die aber nichts weniger als Zwang von außen dulden konnten, ließen ihn darüber vermuthlich ihren Unwillen auf irgend eine Art empfinden. Um sich nun dafür zu rächen, führte Meinhard folgenden Streich aus. Er schlich sich am Festtage Allerheiligen heimlich in die Stadt, erwischte hier einen reichen Bürger, der eben zur Frühmesse gehen wollte, und brachte ihn noch vor Tagesanbruch glücklich aus der Stadt und auf seine Burg. Aber der Streich bekam ihm nicht gut; denn da er den Geraubten nicht gutwillig wieder herausgab, so that ihn der Erzbischof von Mainz, in ganz Thüringen in den Bann, und brachte es auch beim Kaiser dahin, daß er in die Reichsacht und aller seiner Besitzungen für verlustig erklärt wurde.

Da nach ihm in keiner Urkunde eines Grafen von Mühlberg mehr gedacht wird, so muß man glauben, daß mit ihm sein Geschlecht, ohngefähr ums Jahr 1240, erlosch. Mainz zog Mühlberg, nebst dem dazu gehörigen Distrikte, als ein eröffnetes Lehn ein. Späterhin waren die gräflichen Häuser Henneberg und Schwarzburg im Besitz der einen Hälfte der Mühlbergschen Grafschaft, und Mainz im Besitz der andern. Für 1200 Mark verkaufte Mainz hierauf die seinige wiederkäuflich im Jahr 1357 an den Erfurter Stadtrath, und bald nachher bekam dieser auch die andere Hälfte auf dieselbe Art, wobei sich Mainz aber auch den Wiederkauf vorbehielt. Nach Verlauf von 247 Jahren, während welcher nichts aus der Mühlberger Geschichte bekannt ist, wollte Mainz im Jahr 1590 seine Hälfte wieder einlösen. Dem Erfurter Magistrat stand dies nicht an. Er war bald drittehalb Jahrhunderte im ruhigen Besitz gewesen, hatte sich wohl dabei befunden, nicht an die Wahrscheinlichkeit einer Einlösung gedacht, mithin höchst unzufrieden, daß der kaum zur Regierug gelangte Kurfürst Wolfgang, ein Dalberg, auf den Einfall kam, solche veraltete Dinge aufzustören. Er weigerte sich daher hartnäckig der Einlösung. . Wolfgang, der eben so wenig mit unbilliger Härte seine Rechte geltend machen, als sie mit unverzeihlicher Nachlässigkeit aufgeben wollte, schlug daher folgenden Weg ein. Er ging mit dem Herzoge Wilhelm von Weimar im Jahr 1592 einen Verschreibungskontrakt ein, vermöge dessen dieser die verpfändeten Stücke einlösen, und 50 Jahre lang

unaufkündbar besitzen solle. Herzog Wilhelm ließ hierauf die schuldige Summe den Erfurtern anbieten und auch hinzählen, allein immer noch wollten diese nichts von einer Einlösung wissen, und widersetzten sich anhaltend. Die Folge davon war, daß der Herzog mit Gewalt Besitz ergriff, die Thore von Mühlberg und auch von dem dazu gehörigen Tonndorf erbrechen, und es den ohnmächtigen Magistrat bereuen ließ, es bis zum Aeußersten kommen gelassen zu haben. Bei der Theilung zwischen Weimar und Altenburg kam Mühlberg 1635 an Altenburg. Dies verpfändete es gleich darauf an einen Grafen von Schwarzburg in Arnstadt, für 30,000 Gulden, von dem es endlich 30 Jahre später von Mainz wieder eingelöset wurde. Die Einlösungssumme betrug über 12,000 Gulden, und so bekam das Erzstift nach verflossenen drei Jahrhunderten seine alte Besitzung wieder.

Zu den Schicksalen der Burg Mühlberg gehören noch die beiden Belagerungen, die es in den Jahren 1089 durch Kaiser Heinrich IV., und 1310 durch die Erfurter erlitt. Es wurde aber beide Male nicht erobert, und das zweite Mal wurden die Erfurter tüchtig geklopft.

Mühlberg hatte fast immer eigene Burgmänner aus angesehenen adeligen Familien. Als solche wohnte auch die Familie von Hellbach darauf, welche mit ihren Nachbarn, den Grafen von Gleichen, durch eine sonderbare, den damaligen Zeiten auch treu darstellende Veranlassung in eine harte Fehde gerieth. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts lebte auf Mühlberg eine Wittwe von Hell-

bach. Sie hatte einen Sohn, einen jungen lüderlichen Burschen, der täglich in der Gegend herumschwärmte und Unfug trieb. Da sie nicht im Stande war, den Unband zu zähmen, so bat sie ihre Nachbarin, die Gräfin von Gleichen, den jungen Buben, wenn er einmal bei Gleichen vorüberreite, auffangen und einsperren zu lassen. Die Gräfin versprach das, und der Auftrag wurde auch ausgeführt. Unglücklicherweise entstand in der darauf folgenden Nacht Feuer auf der Burg Gleichen. Man dachte in der Bestürzung nicht an den jungen eingesperrten Menschen, ließ ihn stecken, und so mußte er eines jämmerlichen Todes sterben und im Rauche ersticken. Die Hellbachs, untröstlich darüber, forderten vom Grafen von Gleichen Genugthuung, die, was im Mittelalter eben nicht ungewöhnlich war, in so viel Silber bestehen sollte, als der Erstickte gewogen habe. Aber der Graf wollte sich nicht dazu bequemen. Da kam es denn zwischen Beiden zu einer harten Fehde, die mehrere Jahre dauerte. Ein Gedicht *), das in 230 Jamben diese Fehde besingt, schildert viele dabei vorgefallene Neckereien und Begebenheiten. Wenn zum Beispiel die Hellbachs auf Gleichen geschossen hatten, so kamen die Gleicher heraus, und reinigten die beschossene Stelle zum Spott mit einem Federwisch. Auch

*) Der Herr Rath Hellbach in Arnstadt besitzt das Manuskript davon, das in den historischen Aufsätzen über die sächs. Lande, vom Grafen Beust herausgegeben, Th. 1. S. 1. mit Anmerk. desselben abgedruckt ist.

setzte sich einmal ein Koch auf Gleichen in ein Fenster, nahm ein langes leeres Weinglas, und that als ob er daraus tränke. Er legte wahrscheinlich eine foppende Bedeutung in diese Handlung, aber sie wäre ihm bald schlecht bekommen, denn indem er das Glas am Munde hatte, kam eine Kugel und zerschmetterte es, doch ohne ihm zu schaden. Der Graf von Gleichen, dem zuletzt bange war, es möchten sich zu seinem Nachtheil die Nachbarn in die Fehde mischen und sie ernstlicher machen, verglich sich endlich mit den Hellbachs, und gelobte, ihnen jährlich ein Füllen als Buße und Entschädigung für den verlornen Sohn verabfolgen zu lassen.

Wir kommen nun zu der

Wachsenburg,

der dritten Schwester der sogenannten drei Gleichen. Von beiden vorhergehenden, so wie von Arnstadt, ist sie eine Stunde entfernt, und hat vor jenen die Vorzüge, am höchsten zu liegen, noch ganz bewohnbar zu seyn, und die ausgebreitetste Umsicht zu genießen. Aus der Ferne angesehen, macht sie keine besondere Wirkung. Sie gleicht einem zusammengedrückten Klumpen; denn kein Thurm, die Zierde alter Burgen, noch ein hervorspringendes oder überragendes Gebäude giebt ihrem Umrisse eine auszeichnende Form. Den Bergkegel, der sie trägt, der ringsum frei steht, größtentheils unbewachsen und der höchste in

der ganzen Gegend ist, ersteigt man kaum in einer halben Stunde.

Die Wachsenburg wird, wie gesagt, noch bewohnt, und von ihrem Eigenthümer, dem Herzog von Gotha, als Staatsgefängniß benutzt, das seinen Kommandanten hat. Sie gleicht daher einer kleinen gutverwahrten Festung, in die man nicht so geradezu gehen kann. Ihre zwei Thore sind meistens verschlossen, und wer eingelassen seyn will, muß sich durchs Ziehen einer Glocke anmelden. Das erste Thor führt in einen Hofraum, der sich um die eigentlichen Burggebäude ganz herumzieht, und wohl so groß ist, daß 1000 Mann darauf Platz hätten. In ihm ist ein vortrefflicher Brunnen, und drei nach verschiedenen Himmelsgegenden hin gerichtete Schießlöcher, in welchen drei Kanonen liegen. Der Brunnen ist vortrefflich, und noch ganz gut erhalten. Er hat eine Tiefe von 29 Ruthen und 2 Fuß. Das Wasser wird mittelst eines großen Rades heraufgetreten, und ist vom reinsten Geschmack. Im Jahr 1789 wurden 900 Rthlr. an seine Reparatur gewendet. Das zweite, auch geschlossene Thor, öffnete mir die Tochter des jetzigen Kommandanten, das einzige freundliche Wesen auf dieser Höhe. Der zweite Hof, in den es führt, ist nur 50 Fuß lang. Rings umgeben ihn meist gut erhaltene Gebäude. Ein Theil davon ist für Gefangene bestimmt, einen andern bewohnt der Kommandant mit seiner Familie, und ein dritter enthält noch die Reste einer Kirche oder Kapelle, die der Herzog Ernst

von Gotha im Jahr 1660 einrichten ließ, als er die Absicht hatte, hier ein Zuchthaus anzulegen.

Die Umsicht auf der Wachsenburg ist sehr ausgebreitet und reich. Nach Osten hin sieht man das freundliche Arnstadt vor sich, und dicht am Fuße des Burgberges das Dorf Holzhausen. Südlich lagert sich die lange Kette des Thüringer Waldes, dessen hügelige Umrisse in blauer Ferne sich ost- und westwärts verlieren, und aus welchen die Schneekuppe und des Inselsbergs mächtiger Rücken emporragen. Westlich zeigt sich die Wartburg bei Eisenach, das Schloß in Gotha, näher die Sternwarte auf dem Seeberge und die beiden Burgen, die wir eben erst verlassen haben. Nordwärts schweift der Blick auf einer gränzenlosen Fläche umher. Ichtershausen, Neudietendorf, Molsdorf, Erfurt und zahllose Dörfer beleben diese fruchtbaren Ebenen, und endlich haftet das Auge am Harzgebirge, wo der dreizehn Meilen weit entfernte Brocken, der Bruder des Inselsbergs, in bläulicher Ferne herüberschimmert.

In der Mitte des zehnten Jahrhunderts besaß das Stift Hersfeld in dieser Gegend viele Länderei und Güter. Diese schützen und besser verwalten zu können, ließ das Stift um das Jahr 950 auf dem Berge, der die Wachsenburg trägt, eine Burg erbauen, und setzte Mönche darauf, die auf Alles wohl Acht haben mußten. In den Sommermonaten hielten sich auch wohl die Herren Aebte selbst einige Zeit zum Vergnügen da auf.

Im Jahre 1120, wo diese Gegend ein Schauplatz großer Fehden war, hatten sie die Kaiserlichen inne. Die Sachsen und Thüringer aber, welche einen Bund wider die Landfriedensbrecher errichtet hatten, nahmen sie ihnen durch Belagerung und Eroberung ab. Dabei blieb sie aber immer ein Eigenthum des Stifts, denn dieses belieh in der Folge die Grafen von Schwarzburg und Käfernburg damit, welche sie endlich im Jahre 1306 käuflich an sich brachten, und 62 Jahre hindurch besaßen. Während der Zeit hatten sie zuweilen ihr Hoflager da, und eine Linie derselben schrieb sich auch davon. Im Jahre 1369 mußten sie sie aber verkaufen. Graf Johann II. war nämlich sechs Jahre früher wider den Bischof von Würzburg zu Felde gezogen, in diesem Kriege unglücklich gewesen, und darüber so in Schulden gerathen, daß er mit seinen Brüdern die Veräußerung der Wachsenburg beschloß. Die reiche Stadt Erfurt, die solche Gelegenheiten gern nutzte, ihr Gebiet zu erweitern, war gleich bereit zum Ankauf, und der Handel kam auch zu Stande. Allein die Landgrafen Friedrich Balthasar und Wilhelm von Thüringen versagten ihre Einwillgung, denn sie selbst wollten die Burg haben. Als nun die Deputirten Erfurts nebst dem Grafen Johann auf dem Wege zum Kaiser waren, von diesem die Beleihung über die neue Acquisition zu erbitten, wurden sie auf Anstiften der Landgrafen aufgehoben, und man nahm ihnen sogar ihre Papiere und 9000 Fl. baares Geld ab. Johann erhielt indessen seine Freiheit wieder, denn er versprach, den Kauf zu wider-

rufen, und dagegen einen neuen mit den Landgrafen abzuschließen, der auch zu Stande kam. Für 60,000 Rthlr., wozu die Erfurter noch obenein die Hälfte zahlen mußten, ging die Wachsenburg in ihre Hände über, und blieb seitdem auch immer und bis auf unsere Tage ein Eigenthum der sächsischen Häuser. Unter diesen kam sie bei Theilungen bald an diese bald an jene Linie derselben, bis sie im Jahre 1640 an die Gothaische gelangte, die sie noch jetzt besitzt.

Das wichtigste Ereigniß in der Geschichte dieser Burg ist ihre Belagerung im Jahr 1452. Apel von Vitzthum, berüchtigt wegen seiner Schändlichkeiten und Verheerungen, die ihm schon von seinen Zeitgenossen den Beinamen „der Brandmeister" zuzogen, und den wir bei einer andern Gelegenheit näher kennen lernen werden, hatte um diese Zeit die Wachsenburg pfandweise inne. Seine Verbrechen, besonders Landesverrätherei, zogen den Verlust seiner Güter nach sich, die ihm alle mit Gewalt genommen wurden. Zur Wegnahme der Wachsenburg wurden die Erfurter aufgefordert. Allein Apel hatte sich gut verwahrt, und es war ein saures Stück Arbeit, den schlauen Fuchs herauszubeißen. Im nahen Dorfe Haarhausen hatte das Belagerungskorps sein Hauptquartier, und um den Berg herum waren fünf Batterieen errichtet, von denen die Belagerer die Burg beschossen. Außerdem ließen sie durch Bergleute in den Berg hinein nach den Kellern und dem Brunnen hin graben, wodurch auch der Einsturz eines großen Stückes Mauer bewirkt wurde. Nach drei Wochen endlich war die Burg erobert. Apels

Schwager, Buso, und Kerstan, der Kommandant der Besatzung, geriethen, nebst einer Menge Waffen, Geld und Lebensmittel, in ihre Gewalt. Diese Beute nahmen sie mit nach Erfurt, die Gefangenen mußten ihnen ein bedeutendes Lösegeld zahlen, und um den möglichsten Vortheil aus dieser Angelegenheit zu ziehen, räumten sie dem Herzoge Wilhelm von Sachsen, in dessen Auftrag sie doch nur gehandelt hatten, die Burg nur gegen Zurückgabe des Schlosses Capellendorf, das sie ihm zuvor versetzt hatten, ein. Zum Andenken an diese Belagerung ließ man die zwei steinernen Kugeln im innern Hofe einmauern, wo sie noch jetzt zu sehen sind.

Als Herzog Ernst von Gotha, dessen Sinn für Religion und Christenthum ihm den schönen Beinamen „der Fromme" erwarb, die Wachsenburg besaß, ließ er sie im Jahr 1660 zu einem Zucht- und Waisenhause einrichten, und auch die vorhin erwähnte Kapelle anlegen. Er sah aber bald ein, daß eine solche Anstalt besser in eine Stadt passe, und verlegte sie daher nach Gotha. Die Kirche ging darauf wieder ein, die Gebäude wurden aber erhalten, und ihre Bestimmung blieb bis jetzt die eines Staatsgefängnisses.

Dies die Geschichte der Schlösser Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg, zu der ich noch die Sage anfüge, daß sie am 31sten Mai 1231 alle drei zugleich vom Blitz getroffen wären, und, wie die Chronisten sich ausdrücken, gleich Fackeln gebrannt und die ganze Gegend erhellt hätten. Alle Gleichische Geschichtschreiber führen diesen, frei-

lich sehr sonderbaren Vorfall an, aber die neuern ziehen seine Echtheit in Zweifel, und meinen, daß der in diesem Jahre auf Gleichen, so wie der 1242 auf Wachsenburg durch den Bliß entstandene Brand, wohl Veranlassung gegeben habe, dies Ereigniß auf alle drei Burgen auszudehnen.

* * *

Von der Menge Schriften, die zum Theil oder ganz der Geschichte und Beschreibung dieser drei Burgen gewidmet sind, habe ich nur folgende benußt: Melißantes Bergschlösser in Deutschland. — Erfurt und das Erfurtische Gebiet, von Dominicus. — Hellbachs Nachricht von den drei thüringischen Bergschlössern u. s. w. — Galetti Gesch. und Beschr. des Herzogth. Gotha. — Sagittars Gleichische Geschichte. — Jovius Chron. Schwarzburg. Bd. 2. Kap. 6.

In Melißantes Buche ist eine ganz kleine Abbildung aller drei Burgen, wie sie zur Zeit ihres Flors aussahen. In Hellbachs sehr schäßbarem Werke trifft man S. 47 einen Grundriß von Gleichen; S. 188 eine Ansicht von Mühlberg, wie es sonst war; S. 249 einen Grundriß von Wachsenburg, und als Titelkupfer eine treue Ansicht der drei Burgen, wie sie jeßt aussehen, an. — Im Journal von und für Deutschland 1791, ist ein kurzer Aufsaß über diese drei Burgen von Krügelstein in Ohrdruf, dem eine ähnliche Ansicht derselben beigefügt ist, die aber kaum eine Erwähnung verdient. Die neueste hat

das Journal: Deutschland, 1ster Bd. 3ter Heft, Gotha 1812, geliefert, wovon auch mit dem 99sten Stück der Erholungen, (Erfurt b. Keyser) Abdrücke ausgegeben worden sind. Sie gehört aber auch nicht unter die gelungensten. Mehr empfiehlt sich eine große kolorirte Ansicht von Gotha, von Richter gez. und Hammer gest., welche 1815 in der Kleistschen Kunsthandlung in Schleiz erschien, und worauf man, aber nur in der Ferne, die drei Gleichen sieht. Schade, daß man von dieser lieben Gegend nicht eben solche vortreffliche Blätter besitzt, wie sie Günther und Bizani aus der von Dresden geben.

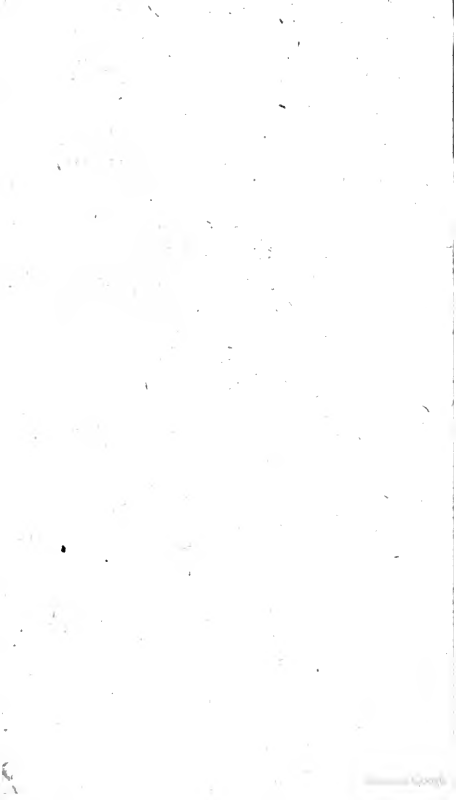
47.

Staufen

bei Freiburg im Breisgau.

Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur.
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur.

v. Salis.



47.

Staufen.

Die Burg Staufen liegt eine halbe Stunde von dem Städtchen Staufen und drei Stunden von Freiburg, Mühlheim und Alt-Breisach, am Eingange in das Münsterthal, in dessen Hintergrunde der hohe Belchen sich majestätisch erhebt, in einer der üppigsten und lachendsten Gegenden des Breisgaues.

Auf mittelmäßig hohem Berge ist dieses alte Bergschloß aufgethürmt, und nimmt die ganze oberste Spitze desselben ein. In keiner Verbindung mit dem nahe gelegenen Schwarzwaldgebirge stehend, bietet diese Höhe eine besonders schöne Ansicht dar.

Gegen Norden sieht man das Vollschweiler Thal: jenes, welches über Kirchhofen gegen Pfaffenweiler sich hinzieht, und die ganze Ebene diesseits des Rheingebirges — des Kaiserstuhls — in einer abwechselnden Entfernung von 1 bis 4 Stunden.

Gegen Westen erblickt man die weiten Ebenen des Elsasses, begränzt durch das mit dem Rheine sich abwärts ziehende Gebirge der Vogesen.

Südlich wird man begrüßt durch das freundliche Oberland, in dessen obersten Gegenden sich das forschende Auge verliert.

Oestlich ruht das durch ferne Aussichten ermüdete Auge auf den dunkeln Hainen des nahen Schwarzwaldgebirges aus, und wird südöstlich auf die am Fuße dieses Bergschlosses angelegte Stadt Staufen hingezogen, über welche man das Münsterthal erblickt.

Um die stehenden Ruinen des Schlosses zu umgehen, werden über 1000 Schritte erfordert. Die Ringmauern, so wie der Thurm — letzterer über 60 Fuß hoch — sind noch größtentheils erhalten.

Von einem Berge, der den Namen Staufen getragen, meldet schon eine Urkunde vom 2ten April 856 bei Herrgott.

Zu Anfang des 12ten Jahrhunderts war Staufen unstreitig ein Eigenthum der Herzoge von Zähringen, nach deren Absterben der Ort an die Grafen von Freiburg gekommen ist, wie zwo Urkunden des Stadtarchivs in Freiburg vom Jahr 1337 beweisen.

Eben diese Grafen gaben diesen Ort einer breisgauischen adeligen Familie zu Lehen, die den Namen der Herren von Staufen angenommen hat.

Ihr Adel war vom ersten Range, und ihr Vermögen bedeutend. Sie waren eine Zeitlang Kastenvögte der 1½ Stunden von Staufen entlegenen ehemaligen Benediktinerabtei St. Trupert.

Von

Von wem das Schloß Staufen erbaut worden, und wer dem an dem Fuße des Bergschlosses liegenden Städtchen die Ringmauern gegeben habe, ist unbekannt.

Es ist zu vermuthen, daß das Städtchen Staufen aus der Asche der ehemals zwischen diesem Orte und St. Trupert gelegenen, durch Brand aber zu Grunde gegangenen Stadt Münster entstanden sey, von welchem noch bis jetzt das Thal den Namen führt.

In einer Urkunde vom Jahr 1337 kommt die Stadt Staufen das erstemal vor.

Kaiser Friedrich V. erhob die Herren von Staufen in den Reichsfreiherrnstand, die sich bald darauf mit dem übrigen Adel des Breisgaues, Elsasses und Sundgaues als Landstände erklärt haben.

Im Jahr 1602 starb Freiherr Georg Leo, der letzte Zweig dieses Stammes.

* * *

Die Beschreibung der Gegend, nach eigener Wahrnehmung entworfen; das Geschichtliche aus Kräuters Geschichte der vorderöstrr. Staaten, St. Blasien 1790. 2 Bände.

Baron von Gleichenstein.

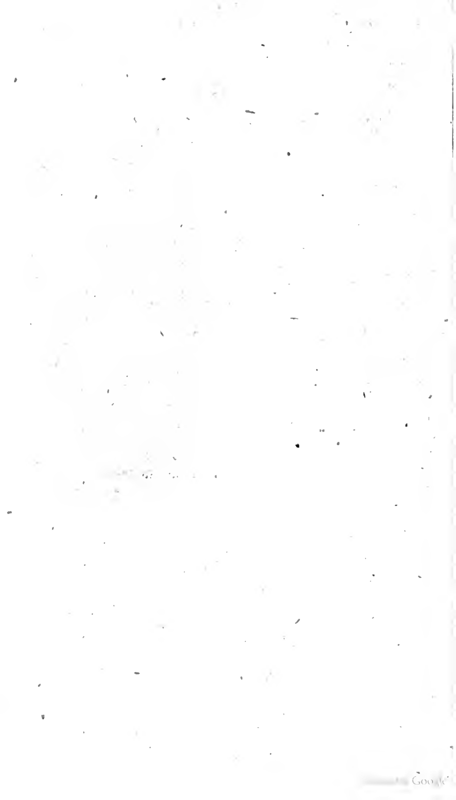


48.

Mohrungen
am Harze.

Rastlos zehrende Zeit, und du scheelsüchtiges Alter,
Alles zerstört ihr, und was von dem Zahne des Wechsels benagt ward,
Raffet ihr Alles allmählig hinweg in schleichendem Tode.

G. W. C. Starke,
nach Ovids 15ter Metamorph.



48.

Mohrungen.

Die Ruinen der Burg Mohrungen liegen am Harze über einem Dorfe gleiches Namens, in der sonstigen nun preußischen Grafschaft Mansfeld. Unter vier alten Burgen, die ehemals eben so hießen, ist sie die jüngste, daher sie auch auf alten Landkarten und in alten Geographieen Neu-Mohrungen oder das neue Schloß genannt wird.

Wer, mit dieser Benennung im Sinne, diese sogenannte neue Burg erklimmt, und weiter nichts antrifft, als eine zum Theil eingefallene Ringmauer mit einem noch stehenden Thore, das jeden Augenblick den Einsturz droht, und innerhalb, neben aufgehäuftem Schutte noch einige Abtheilungen von Zimmern, und über alles das einen hohen halbgeborstenen Thurm hervorragend erblickt, der wird sich freilich wundern, wie dieser Schutthaufen die Benennung „Neu" noch führen kann. Die vordern Verschanzungen nach dem fortlaufenden Bergrücken zu, die immer wieder von der Hauptveste durch tiefe Gräben getrennt waren, sind alle verfallen, und man staunt nur die Mühe und den Fleiß an, die man anwenden mußte, um

ein solches Schloß auf einen festen Thonschieferfelsen zu erbauen, wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie unruhig die Zeiten müssen gewesen seyn, wo man solche Mühe nicht überflüssig hielt, sich zu sichern. Wie vielen Werth mag der damalige Ritter auch auf seine Person gelegt haben, als er auf eine solche von Mauersteinen entblößte Höhe bauete, und durch mühsames Stuffen *) in den festen Thonschiefer die Eingänge zu seinem Zufluchtsorte für seine Verfolger ungangbar machte.

Wer es war, der diese alte Burg zuerst erbauete und sie zum Schutz gegen seine Feinde so fest verwahrte? und wann dies geschah? — das sind nicht mehr zu beantwortende Fragen. Möglich ist's, daß ihr Ursprung in die Zeiten der Karolinger hinaufreicht, wo schon die benachbarte Pfalz Wallhausen, jetzt ein kleines unbedeutendes Landstädtchen, durch ihren mächtigen Wall die Einfälle feindlicher Horden dämmen mußte. Noch findet man nicht fern von hier auf einer Höhe einen Schutthaufen, umgeben mit einem Graben, in welchem schon mehr als 300 Jahre alte Eichen aufgewachsen sind. Er heißt die Sachsenschanze, so wie die dabei befindlichen Teiche die Sachsenteiche genannt werden. Allerdings möchten dies Spuren seyn, daß Mohrungen in jenen Zeiten ein bedeutender Platz war, und dürfte es wohl der Untersuchung sehr werth seyn, um auszumitteln: ob jene Namen auf

*) Ein bergmännischer Ausdruck, der das Einarbeiten ins Gestein mit Schlägel und Eisen andeutet.

Begebenheiten Bezug haben, die sich in den Kriegen der Sachsen mit Karl dem Großen ereigneten.

Zu den Zeiten, als Graf Wipprecht von Groitzsch II. nebst andern Besitzungen auch die Burg Mohrungen an Kaiser Heinrich V. (1110) zur Auslösung seines gefangenen Sohnes, Wenzel, abtrat, mag sie freilich noch im besten Flor gewesen seyn. Was aber Graf Hoyer von Mansfeld, der sie darauf als ein Lehen vom Kaiser erhielt, daran bauete oder besserte, wird wohl nicht viel gewesen seyn, da er sie nur lebenslang besessen. Denn ob sie gleich nebst ihren damals weitläuftigen Zubehörungen bis ins 15te Jahrhundert ein Reichslehen war, so wanderte sie doch von einem Besitzer auf den andern.

Nach Hoyern besaßen sie die Grafen von Hohnstein, dann wieder die von Mansfeld, und in der Mitte des genannten Jahrhunderts, vielleicht als Mitgift, die Grafen von Stolberg, die sie nachher wieder an jene abtraten.

Zur Zeit der Reformation war Mohrungen schon ganz verfallen. Keiner ihrer nachmaligen mannigfaltigen wiederkäuflichen Besitzer nahm sich ihrer an; und so wird sie nun bald durch die Alles zerstörende Zeit, ihren Schwestern gleich, kaum noch die äußern Umrisse ihrer ehemaligen Größe, Festigkeit und Erhabenheit auf unsere Nachkommen bringen.

Die Umsicht von den Ruinen ist sehr schön. Sie verdient es allein, daß man den Berg, der sie trägt, ersteigt. Man sieht in der weitesten Ferne den Bergzug des Thüringerwaldes mit seinem hohen Inselsberge, näher die

Ruinen des Sachsenburger Schlosses, noch näher einen großen Theil der gesegneten goldenen Aue und der fruchtbaren Riethgegend, mit Saatfeldern, Triften, Höhen, Dörfern und Flecken reichlich geschmückt. Rechts schweift der Blick an den beiden, uns nun schon bekannten Burgruinen von Kyffhausen und Rothenburg *) hin, bis ihn Gebirge des Eichsfeldes hemmen. Ganz dicht am Fuße des Berges liegt das Dörfchen Mohrungen, hineingesenkt zwischen hohe Berge.

Wenig gekannt ist die Ruine von Mohrungen, wenig wird sie besucht, denn keine Landstraße führt in ihrer Nähe vorbei.

Ihr jetziger Besitzer ist die von Ebersteinsche Familie, der auch das Dorf Mohrungen gehört.

* * *

Diese Nachrichten ließ Herr Witschel in Mohrungen in den Mansfelder Annalen, 1805 im 45sten und folgenden Stücken abdrucken, woraus ich sie genommen habe, und hier, nach nochmaliger Durchsicht des Herrn Verfassers, etwas abgekürzt liefere. Eine Abbildung von Mohrungen giebt es nicht.

*) S. 221 und 249 des 2ten Bandes.

49.

Wildenfels.

— Das Alte stürzt — es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Schiller.



49.

Wildenfels.

Franken ist die Wiege einer überaus großen Zahl alter adeliger Familien, deren Ansehn sich lange und bis in unsere Tage erhielt, deren Besitzungen äußerst bedeutend waren und zum Theil noch sind. Auf Bergen und Anhöhen starren in großer Menge die Reste ihrer Stammburgen noch empor, und verkünden es laut, wie reichlich dies Land mit Familien angefüllt war, die zur ritterlichen Kaste gehörten. Viele davon gingen unter und verschwanden wie ihre Stammsitze; viele blühen noch jetzt.

Wildenfels gehört mit seinen Eigenthümern unter die erstern. Die Familie ist erloschen, die Burg wird es auch bald seyn. Sie liegt im Amte Hippoltstein, das der sonstigen Reichsstadt Nürnberg gehörte und jetzt baierisch ist. Die frühesten Besitzer davon hießen Wildenfels, bisweilen nannten sie sich auch Wildenstein, führten aber einerlei Wappen und gehörten auch, der Stammfolge nach, zu einem und demselben Geschlechte. Im 13ten Jahrhunderte kommen sie zuerst vor. Man findet da einen Dietrich

von Wildenstein, der um das Jahr 1290 lebte. Der letzte bekannte Wildensteiner, Hans hieß er, kommt 1405 vor. Er war Bürger in Nürnberg. Nach ihm scheint die Familie erloschen zu seyn, denn es wird ihrer nirgends mehr erwähnt, und ihre Burg besaß die Familie Lentersheimer. Diese verkauften sie im Jahre 1500 an die Gebrüder Konrad und Friedrich Pelecke, und von diesen ging sie, eilf Jahre später, durch Kauf an den Rath zu Nürnberg über, welcher 1050 Gulden Kaufgeld und 250 Gulden Baugeld und Vorrath dafür gab. Als böhmisches Lehn wurde dieser noch in demselben Jahre vom Könige Wladislaus von Böhmen zu Ofen damit beliehen. Gegen vierzig Jahre lang hatte Nürnberg einen eigenen Pfleger oder Amtmann da, bis es im markgräflichen Kriege, 1552, zerstört ward, worauf es zum Amte Hippoltstein geschlagen wurde. Seit der Zeit liegt es in Trümmern, von denen das Titelblatt dieses Bandes eine Ansicht aus dem Jahre 1797 giebt.

Diese wenigen Nachrichten sind es nur, welche von Wildenfels mitgetheilt werden können. Für ihre Dürftigkeit wird dafür, hoffentlich, die nachfolgende uns aufbewahrt gebliebene Begebenheit aus dem Leben des oben erwähnten Hans von Wildenstein entschädigen.

Hans Wildensteiner von Wildenfels war ein eifriger Hagestolz, aber deshalb gar kein Weiberfeind. Im Gegentheil kosete er nur zu gern und oft mit den Weibern und schönen Dirnen des Landes, nur mußte keine von ehelichen Verbindungen reden, sonst hatte das Kosen ein Ende.

Wie es aber solchen Ehefeinden und Buhlfreunden gewöhnlich geht, so auch ihm. Eine seiner Dirnen, Sidonia hieß sie, wußte ihn durch allerlei Ränke und Künste zu beschwichtigen, die alten eingewurzelten Vorurtheile gegen das eheliche Leben auszureden, und endlich dahin zu bringen, daß er ihr die Ehe versprach. Dabei machte er aber die sonderbare Bedingung, daß, wenn sie ihm ein Mädchen gebäre, dies gleich aus der Burg geschafft werden müsse, und nie dürfe sie von ihm verlangen, daß er es für sein Kind anerkenne; für die Erhaltung und Pflege, so wie für dessen Versorgung, wolle er aber sorgen.

Die schlaue Sidonia dachte: kommt Zeit kommt Rath, ging die Bedingung ein, und im Jahr 1406 wurde sie sein Weib.

Was geschah? Als sie das erste Mal gebar, waren es Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen. Mit ihrer Zofe und der Hebamme schon längst auf jeden Fall vorbereitet, ließ sie den Knaben gleich nach der Geburt heimlich wegbringen, und dem Vater nur das Mädchen zeigen, Gar lieblich war das Kind gebildet, so daß es der Vater selbst freudig an sein Herz drückte; aber dennoch wollte er nichts weiter von ihm wissen, und befahl es wegzubringen. Sidonia wußte indessen ihren barschen Ehegemahl in der ersten Stunde noch umzustimmen. Ihren Liebkosungen, ihren Bitten konnte er nicht widerstehen; sein harter starrer Sinn beugte sich unter das sanfte Zepter des Weibes, und er willigte endlich in ihr Begehren, daß das Mädchen auf der Burg bleiben und da erzogen werden dürfe.

Aber sein origineller Charakter drückte sich doch in der hinzugefügten Bedingung aus: es solle nämlich in der ganzen Burg bekannt gemacht werden, daß dem Burgherrn ein Knäblein geboren sey; denn, fügte er hinzu, „ich will „mir nicht den Spott meiner Freunde und Bekannten da„durch zuziehen, daß ich jetzt als wirklicher Ehemann nur „ein Mädchen erzeugt hätte, da ich doch vorher so man„chen tüchtigen männlichen Sprößling meiner Lenden auf„gestellt habe." Zofe und Amme mußten hierauf eidlich angeloben, nicht zu plaudern. Das Mädchen wurde nun als Knabe getauft, mit dem Namen Guido belegt, und mit Knabenkleidern angethan, so daß niemand, ohne genauere Untersuchung, vor der es auf alle Art geschützt wurde, den Betrug ahnen konnte.

Den wirklichen Knaben hatte die Mutter indessen zu einer frommen Frau der Gegend, die im Rufe der Heiligkeit stand, bringen lassen. Hier wurde er auch Guido getauft, und eine Köhlerfrau, der man glauben machte, das Kind sey im Walde gefunden worden, säugte ihn.

Durch diese dem Mutterherzen leicht verzeihliche List gewann Sidonia den Vortheil, daß ihr Mägdlein vom Vater nicht gehaßt, nicht verstoßen, vielmehr geliebt wurde. Und diese Liebe nahm zu, da es sich, unbewußt ihrer Verhältnisse, im Knabenanzuge ganz zum Knaben bildete, beim Eintritt der Jünglingsjahre Knabenbeschäftigung und Knabenspiele versuchte, späterhin in den Waffen sich übte, und sich nach damaliger Sitte, die schönsten Rittereigenschaften erwarb. Der Vater war so erfreut

darüber, daß es ihm zuletzt ganz so war, als habe er einen Sohn; die alte Grille war vergessen, und er sah in seinem Guido sein Ebenbild. Ueberall mußte das männliche Mädchen ihn begleiten, auf Fehden und Kämpfen, und endlich schickte er sie sogar als jungen Ritter auf kleine Reisen.

Unterdessen wuchs auch der wirkliche Knabe Guido, der mit seiner Schwester die auffallendsten Zwillingsähnlichkeiten hatte, zum ritterlichen Jüngling heran. Bis ins vierzehnte Jahr mochte er bei seiner Pflegerin gelebt haben, als er sich einstens von ihrer Hütte zu tief in den Wald hinein verirrte und den Rückweg nicht finden konnte. Da kam ein Ritter mit seinem Jagdgefolge durch das Dickicht gesprengt, einem wilden Eber nach. Der Ritter, Kuno von Pottenstein war es, stutzte, einen so lieblichen Knaben in der Wildniß anzutreffen, und sprach ihm freundlich zu. Guido antwortete dreist, freute sich über die schönen Pferde, über die schönen Kleider, was er hier alles zum erstenmale sah, und verlangte mitgenommen zu werden. Kuno gefiel das, er nahm den Knaben mit auf seine Burg als Knappe. Zwar ließ er sogleich bei der frommen Mutter Guido's nachfragen, wer seine Eltern wären, erfuhr aber nur das alte Mährchen, daß sie den Knaben einst im Walde gefunden.

Da er bei Kuno in guten Händen war, so ließ sie ihn gern da, und Guido gefiel es wohl in seiner neuen Lage, denn sie hatte überaus viel Reitz für ihn. Er ent-

wickelte sehr gute Eigenschaften des Herzens und Kopfes, und nahm in allen ritterlichen Uebungen schnell zu.

Sidonia erfuhr alles das durch Guido's Pflegemutter wieder, und freute sich herzlich darob. Aber nun wünschte sie auch sehnlich eine schickliche Gelegenheit, wo sie ihren Gatten mit dem wirklichen Sohne und mit der Enthüllung der ganzen Geschichte überraschen könnte. Lange wollte sich jedoch diese nicht günstig genug finden.

Daß die auffallende Aehnlichkeit in Bildung und Geberden, welche die Geschwister mit einander gemein hatten, manches gar sonderbare Ereigniß herbeiführte, wo immer Einer für den Andern gehalten wurde, Einer oft um des Andern willen, auf eine jedem unbegreifliche Art, bald Leiden bald Freuden genoß, weil Beide ihre Zwillingsexistenz nicht wußten, kann man sich leicht denken. Schade ist's, daß sie uns nicht aufbewahrt worden sind! Nur die Enthüllung des lang verwahrten Geheimnisses durch ein Ereigniß dieser Art weiß man.

Der Ritter Kuno hatte eine seiner Nichten, ein holdes, schmuckes, aber verwaistes Mädchen, zu sich genommen. Gleich beim ersten Erblicken regte sich in Guido's Busen eine zärtliche Empfindung für die schöne Agnes, und auch diese fand an Guido einen männlich schönen Jüngling. Kuno gewahrte diese Neigung gar bald und gern, denn Guido war sein Liebling geworden. Er wünschte aber zugleich, daß sie von Dauer sein möchte. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, beschloß er, sie auf die Probe zu stellen. Zu dem Ende sandte er Guido mit verschie-

schiedenen Aufträgen nach Fulda, und sagte dabei, daß er ihm nach acht Tagen selbst folgen werde. Aber schon den Tag nach Guido's Abreise begab er sich mit seiner Nichte nach Pottenstein zu einem alten Vetter, dem Ulrich von Pottenstein, der zur Feier seiner goldenen Hochzeit ein großes Fest angestellt hatte. Da gab's nun mehrere Tage lang Vergnügungen aller Art; unter andern auch ein Stechen, wozu sich aus der Nachbarschaft gar viele Ritter eingefunden hatten. Als dieses im besten Gange war, siehe, da erblickten mit einem Male Ritter Kuno und die schöne Agnes ihren Guido auf der Stechbahn mitten unter den Kämpfenden, den sie doch auf dem Wege nach Fulda wußten. Agnes besonders wollte ihren Augen gar *nicht trauen*; aber, er war es und mußte es seyn, denn mit welchem zärtlichen Blicke sah er nicht oft zur schönen Agnes auf! Weder sie noch Kuno störten indessen durch Nachforschungen die Lustparthie, die noch einige Stunden lang dauerte, und verschwiegen ihre Entdeckung. Schon war der Abend stark herangedämmert, als das Stechen erst zu Ende ging, und nun der Dank ausgetheilt werden sollte. Da brachte man dem alten Pottenstein die Nachricht, das schöne Fräulein Agnes sey entführt, und vermuthlich von Guido, der auch, ohne Abwarten des Danks, den er einigemal verdient hatte, verschwunden sey.

Kuno tobte und lärmte gewaltig ob dieser Schande, und schwor dem Entführer den Tod. Alle seine Reisige mußten aufsitzen, nach allen Windgegenden hin eilen, die

Flüchtigen einzufangen. Auch nach Fulda sandte er deren, um gewiß zu seyn, daß dieser Guido auch der rechte gewesen; denn er konnte sich dessen beinahe unmögliche Erscheinung bei der Lustparthie noch gar nicht enträthseln. Allein hier fand man den Knappen Guido ganz ruhig in seinem Berufe zu Fulda. Andere Reisige hatten indessen den wirklichen Entführer, den weiblichen Guido, gefunden und aufgegriffen. Ihn brachte man auf Kuno's Burg, Agnes aber auf eine andere, wo sie sich vorerst erholen sollte.

Kuno erstaunte nicht wenig, als ihm der gefangene Guido zum Verhör vorgeführt wurde, und er in ihm einen fremden Menschen erblickte, der freilich viele Aehnlichkeit mit seinem Guido hatte. Und da er auf alle seine Fragen kurze, kräftige, Trotz verrathende Antworten erhielt, so wurde er so erbittert, daß er den Fremdling in engen Verwahrsam bringen ließ. Man nahm ihm seine Rittertracht ab, und — da löste sich das Räthsel, denn man entdeckte, daß man es mit einem weiblichen Guido zu thun habe. Kuno ließ sich das Mägdlein wieder vorführen, und erhielt von ihr das Geständniß, daß die ganze Entführungsscene ein Scherz und eine kleine Züchtigung für den andern Guido habe seyn sollen, der ihr so oft schon im Wege, und für sie die Veranlassung zu vielfachen Mißverständnissen gewesen wäre.

Nach einigen Tagen kam der männliche Guido von Fulda zurück. Die Aehnlichkeit Beider war auffallend und Allen räthselhaft. Hans von Wildenfels löste aber

das Erstaunen, denn seine Hausfrau hatte ihm indessen Alles entdeckt. Die Freude, mit Einemmale Vater zweier Kinder zu seyn, hatte plötzlich die frühere Abneigung gegen eine Tochter bei ihm vertilgt. Er drückte beide Kinder an seine väterliche Brust, bestätigte Beiden gleiche Rechte, erlaubte der Tochter, die er nun Siddi nannte, weibliche Kleidung zu tragen, und hörte nie auf, seiner Gattin für die Täuschung zu danken, die ihn zum glücklichen Vater machte, denn froh und heiter beschloß er seine Tage im Schooße seiner Familie.

* * *

Sammlung der Ruinen und Ritterburgen in Franken. Fürth, Heft 1. (1797) — enthält die diesem Bande vorgesetzte Abbildung in Querfol.

50.

Iburg oder Driburg

bei Driburg in Westphalen.

Driburg magst du mich nennen, oder, nach älterem Namen,
Iburg; meinem Verdienst bleibt doch der nämliche Ruhm.
Einer Burg hochragende Mauern, so lautet die Sage,
Hatten die Sachsen zum Schutz mir auf den Gipfel gesetzt,
Die der siegende Karl, gefällig dem bittenden Leo,
Mit des Padergebiets geistlicher Herrschaft verband.
Jetzt mich verherrlicht des Sauerbrunnens reichliche Ader,
Welcher Labung und Heil mancherlei Kranken entströmt.
Hat die verflossene Zeit mir genommen die erstere Ehre,
So bewahrt mir der Ruhm doch nun der lebende Born.

J. Meyer,
(nach einer latein. lapidar. Inschrift Ferdinands von Fürstenberg, Fürstbischofs von Paderborn.)

50.

Iburg oder Driburg.

An der Ostseite des Teutoburger Waldes, im vormaligen Herzogthum Westphalen, wo dieses lange Gebirge schroff abgedacht ist, tritt in einem von zusammenhangenden Bergen fast ganz umfaßten Thale, worin jetzt das Städtchen Driburg mit seiner bekannten mineralischen Quelle liegt, ein hoher steiler Berg hervor, auf dessen Gipfel die Iburg stand.

Von ihr konnte sowohl das vor ihr liegende weite Thal, als noch jenseits desselben, über viele Berge hinweg, die ferne Gegend beobachtet werden. Ihr einziger Zugang war von der Westseite, wo der Fuß des Berges mit dem Gebirge zusammenhängt. Da war sie aber auch mit doppelten Graben, hohem Wall und einer großen Mauer gegen den andringenden Feind verwahrt, wovon man noch jetzt, nach mehr als tausend Jahren, Spuren und Trümmer sieht.

Im Dunkel der Vorzeit verliert sich das Alter der Iburg. Schon vor mehr als tausend Jahren erzählt von

ihr die Geschichte. Damals erscheint sie als eine der berühmtesten Vesten der alten Sassen oder Sachsen, welche, während ihres langen harten Kampfes um angestammte Freiheit, hier gegen fremde Gewalt Schutz suchten. Ueber die Zeit ihrer Erbauung weiß man aber eben so wenig, als über die frühere Geschichte ihrer Erbauer etwas Gewisses anzugeben.

Unter dem Namen der Franken hatte sich eine Kriegsgenossenschaft mehrerer, am Niederrhein, im nachherigen Hessen und Westphalen wohnender Völkerschaften gebildet. Von der römischen Herrschaft befreit, unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinigt, hatten sie bereits in Gallien das Frankenreich unter Chlodwig gegründet. Da sich nun auch in Deutschland ihre Macht immer weiter ausdehnte, so schienen sie den Sassen oder Sachsen gefährliche Nachbarn. Und da ihre Fehden immer zum Nachtheil der Letztern ausfielen, ihr Land auch ganz offen und ohne feste Plätze war, so dachten diese ernstlich auf Sicherheitsmaaßregeln.

Nach Maaßgabe der in früherer Zeit von den römischen Heeren zu ihrer Sicherheit erbaueten Kastelle gegen feindliche Angriffe, errichteten sie daher auch gegen die Franken auf allen hohen Bergen Vesten. So entstand die Eresburg an der Diemel, die Siegburg an der Ruhr, Brunsberg an der Weser, und auch die Iburg.

Als Karl, der sogenannte Große, zu wirken und als unersättlicher Eroberer aufzutreten begann, schien es ihm bald nothwendig, das Land der Sachsen mit seinem gro-

ßen Reiche zu vereinigen. Im Jahr 772 nahm er ihnen daher die Eresburg weg, und zerstörte ihr berühmtes Götzenbild, die Irmensäule. Kaum hatte er sich aber wieder nach Italien begeben, wohin ihn Papst Hadrian zu kommen gebeten, um ihn gegen die Gewaltthätigkeiten des Desiderius, Königs der Longobarden, zu schützen, so wähnten sich die Sachsen frei, eroberten ihre Eresburg wieder, und drangen verwüstend bis nach Fritzlar vor. Karl hatte indessen dem 206 Jahr alten Longobardischen Königreiche ein Ende gemacht, den Desiderius in ein Kloster gesperrt, und eilte nun wieder nach Deutschland, die Sachsen von neuem zu bändigen. Es gelang ihm auch. Er nahm 775 die Eresburg, Siegburg, Bruneberg und auch Iburg weg, und verbreitete ein panisches Schrecken vor sich her. Man weiß nicht, ob ihm bei der Iburg viel Widerstand geleistet wurde; aber Karl ließ die Verschanzungen derselben, welche ihn für damalige Zeit die Eroberung nicht ganz leicht gemacht haben mochten, zerstören.

Die von neuem gedemüthigten Sachsen erhoben sich aber doch eben so oft wieder, als Karl ihr Land verließ, um in andern Weltgegenden seine stets siegreichen Waffen zu führen. Die fremde Herrschaft und die neue Glaubenslehre mit allen sie begleitenden Neuerungen schienen dem Freiheitssinne der Sachsen unerträglich. Karl durfte sich daher bis zu ihrer gänzlichen Unterjochung nicht aus dem Lande entfernen.

Als er sich im Jahre 799 in Paderborn aufhielt, um einen Zug nach der Elbe unter Anführung seines Sohnes

anzuordnen, besuchte ihn der Papst Leo III., um ihn auch um Hülfe gegen die Verwandten seines Vorgängers Hadrian anzuflehen. Bei dieser Gelegenheit bestätigte Leo das von Karln errichtete Bisthum Paderborn, und auf sein Ansuchen schenkte Karl die von ihm eroberte Iburg, nebst allem umherliegenden Lande, dem ersten paderbornschen Bischofe, Hathumar. So kam die Iburg an das Stift Paderborn auf päpstliche Bitte und durch königliche Gnade.

Nach Karls Tode, 814, zerfiel sein großes Reich in Anarchie, und nach achtzig Jahren schon war seine Dynastie verschwunden. Von seinen guten Eigenschaften war nur die Sorge für das Christenthum und für den geistlichen Stand auf seine Nachkommen übergegangen. Nach ihrem Beispiele war es auch bald in Sachsen herrschender Glaube, daß die Errichtung frommer Stiftungen Heil bringe. So wie schon Karl noch auf der Eresburg ein Benediktinerkloster gründete, so setzte der paderbornsche Bischof Bernhard I. auf die Iburg eine kleine Anzahl frommer Dienerinnen Gottes nach der nämlichen Regel Benedikts im Jahr 1134. Wo vorher der Schauplatz wilder kriegerischer Scenen gewesen war, da sollten nun fromme Nonnen beten. Allein der steile Berg, die Unfruchtbarkeit des umherliegenden Landes, der Mangel an Unterhalt, die gänzliche Entfernung von aller menschlichen Hülfe machten, daß die Nonnen über ihren unleidlichen Aufenthalt laut klagten. Da nun gerade um diese Zeit Heinrich von Gehrden alle seine Güter Gott und den Hei-

ligen vermachen wollte, um desto seliger zu werden, und sein Stammgut Gehrden zur Errichtung eines Klosters bestimmte, so versetzte Bischof Bernhard die armen Nonnen von Iburg nach Gehrden in das neue Kloster. Dies geschah 1136, und war daher Iburg zwei Jahre lang ein Kloster gewesen. Ueberbleibsel sollen von den Klostergebäuden noch in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu sehen gewesen seyn, denn, auch nach aufgehobenem Kloster wurde die Kirche im Stande erhalten, und für den Gottesdienst darin, ein Geistlicher von dem neuen Kloster Gehrden angestellt. Ob nach dieser Versetzung der Nonnen, Iburg wieder an den Bischof zurückfiel, oder von diesen ihm förmlich wieder zurückgegeben wurde, ist nicht deutlich bekannt. Aber funfzig Jahre später findet man die Iburg wieder in bischöflichen Händen. Im Jahr 1189 ließ sie Bischof Bernhard II. mit Mannschaft besetzen und ganz wieder zur Veste einrichten. Die gräulichen Fehdezeiten begannen, und da war es denn freilich auch für die geistlichen, der Natur nach zum Frieden bestimmten Herren nothwendig, sich durch feste Plätze zu sichern.

Mit dieser neuen Befestigung der Iburg waren die Ministerialen *) Bernhards und die damals noch beisammenlebenden Geistlichen seiner Kirche nicht zufrieden. Sie fürchteten, daß die Nachbarn diese Wiederbefestigung un-

*) Ministerialen waren mächtige Dienst- und Lehnsmannen, welche Lehne und Erbhofämter erblich besaßen. In wichtigen Sachen wurden sie vom Lehnsherrn zusammenberufen, um Rath zu ertheilen.

gern sehen, wohl gar mit Gewalt verhindern würden, was damals sehr oft geschah, oder sie hielten es für unpassend, daß ein Diener Gottes sich mit militärischen Rüstungen befasse, kurz, auf ihr Bitten unterblieb die angefangene völlige Wiederherstellung der Iburg.

Bis hieher wird unsere Veste in allen Urkunden Iburg genannt, aber nun verwandelt sich ihr Name in Driburg. Um das Jahr 1309 erscheint dieser Name zuerst. Wahrscheinlich geschah diese Veränderung durch allmähliges Zusammenziehen der Worte: zu der Iburg gehen, indem man schlechtweg sagte: zu d'r Iburg gehen. Bei dieser einfachen ältesten Erklärung möchte es unnöthig seyn, die neuere Hypothese, „drei Burgen, Driburgen" näher zu beleuchten. Späterhin hat man jedoch den ersten Namen wieder hervorgebracht. Vermuthlich geschah dies, als in ruhigern Zeiten die Bewohner der Burg in das Thal, mit Fortsetzung des alten Namens, herabzogen, und der Burg, zum Unterschiede vom Orte, wieder den vorigen Namen gaben.

Wie es damals durchgehends Sitte war, daß die Herren der Burgen, da sie sie nicht alle selbst beschützen konnten, einen Ritter damit beliehen, der alsdann Burgvogt oder Burggraf hieß, den Namen der Burg zu seinem Familiennamen machte, und unter dessen Schutze Städte und Dörfer am Fuße des Burgberges entstanden, so war auch dieses bei Driburg der Fall. Vom Bischofe von Paderborn wurde eine Familie damit beliehen, die auf der Burg wohnte, und den Namen Driburg führte.

Wann dies geschah, ist nicht genau bekannt. Es scheint aber bald nach der Zeit, als Bischof Bernhard II. die Iburg wieder befestigen wollte, geschehen zu seyn. Man hat von dieser Familie keine ausführlichen Nachrichten; sie war aber in der Gegend sehr begütert. Ob sie stets auf der Iburg ihren Wohnsitz behalten, oder ob und wann sie sich zu den sich schon früher im Thale eingesiedelten Bewohnern herabzog, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist's, daß sie sie wegen ihrer hohen, steilen, unbequemen und unfruchtbaren Lage allmählig verließ, und sich im Thale anbaute, nachdem die Zeiten ruhiger geworden waren.

Noch jetzt heißt der Berg, wegen des sonstigen Wohnsitzes der Familie auf demselben, der Schloßberg. Auch stammt der noch vorhandene Thurm und das noch feste Gemäuer vermuthlich aus jener, und nicht aus einer frühern Zeit her. Noch spät galt Driburg für einen Rittersitz, und bis in die neuesten Zeiten wurde auf dem Rittersitze Driburg zu der ritterschaftlichen Kurie aufgeschworen.

Um das Jahr 1437 starb die Familie von Driburg aus. Seit welcher Zeit ihre Burg in Trümmer zerfiel, ist unbekannt, so wie überhaupt ihre spätern Schicksale. Im Jahre 1456 muß sie noch im Stande gewesen seyn, denn da versetzte sie Theodrich, Erzbischof von Cölln und Administrator von Paderborn, au welches Bisthum sie nach Erlöschen der Familie Driburg zurückgefallen war, an einen Paderbornschen Domherrn von Malsburg. Wahrscheinlich erfolgte ihr allmähliger Untergang nach eingetretenem allgemeinen Landfrieden 1495, wo die mehresten

Burgen, als nicht mehr nöthig, und daher weniger geachtet und unterhalten, in Trümmer zerfielen.

Noch jetzt zeigen die Ruinen der nun meist verfallenen Mauern, wie sehr die alte Burg der Vergänglichkeit zu trotzen geschienen. Doch, alles menschliche Händewerk gehorcht dem stärkern Gesetze der Zeit. Jetzt ersteigt man den Berg, um die noch übrigen Reste und Spuren verflossener Jahrhunderte zu sehen, oder um den vielfachen Wiederhall eines abgebrannten Böllers zu vernehmen, und um der weiten herrlichen Aussicht auf das liebliche Thal, worin Driburg mit seiner Heilquelle liegt, zu genießen.

* * *

Im Driburger Taschenbuche auf 1811, herausgegeben von W. A. Ficker, Paderborn, 8., befindet sich von Seite 1 bis 78 ein Versuch einer Geschichte der alten Veste Iburg, vom Kanonikus und Assessor, Herrn J. Meyer in Paderborn, aus welchem vorstehende Nachrichten, mit Zustimmung des Herrn Verfassers, gezogen sind. Als Vignette steht vor diesem Taschenbuche eine Ansicht von Driburg mit dem noch vorhandenen Thurme der Iburg.

Arnstein
bei Mansfeld.

Armuth und Fülle, Verödung und Pracht
Wechseln auf Erden wie Dämmrung und Nacht.

Matthisson.

51.

Arnstein.

Die Stammburg des einst so reichen und prunkenden Geschlechts der Grafen von Mansfeld — deren Namen in der Reihe der Regenten Deutschlands gelöscht ist — haben wir bereits kennen gelernt *). Wir haben da schon gehört, daß diese ausgebreitete Familie in mehrern Zweigen viele Burgen in ihrem damals bedeutenden Lande bewohnte, die jetzt fast alle in Trümmer zerfallen sind. Unter diese gehört auch die Burg Arnstein. Bei dem Dorfe Harkeroda liegt sie $2\frac{1}{2}$ Stunde von Mansfeld und 4 Stunden von Ballenstedt entfernt. Ihre Ruinen geben ein schönes Bild, und sind der, eben nicht besonders ausgeschmückten, Landschaft eine lieblich wirkende Zierde.

Ich erstieg sie im Herbste 1812. Der Berg, der sie trägt, ist nicht bedeutend hoch, fällt von drei Seiten schroff ab, und läuft nur von der vierten gerade aus. Von dieser war auch der Eingang. Sonst verwahrten

*) Im 2ten Bande S. 275.

ihn zwei Thore und ein tiefer Graben; jetzt ist dieser meist verschüttet, jene verfallen, und vier ländliche Wohnungen reihen sich an die Trümmer. Dieses Aufrichten eines neuen Lebens an die Verwesung erzeugte bei mir einen seltenen Eindruck; noch mehr aber wurde ich überrascht, als ich in den eigentlichen Schloßhof trat, und diesen von Kindern und Weibern ganz belebt fand. Die Armuth ist hier eingezogen und beherrscht nun diese Ruinen, wo einst der große Mann und Feldherr, Hoyer, der Mansfelder, prunkte und gebieterisch herabschaute. In den Kellern, im Burgverließ, in den Kreutzgewölben wohnen Familien. Reich an Kindern und Zufriedenheit, arm an allem Uebrigen, geben sie die reine Ueberzeugung, daß der Mensch recht wenig bedarf, wenn er will oder muß, daß die glücklichste Sorglosigkeit tief unten zu den Füßen der Throne nur wurzelt und die Extreme sich auch hier berühren.

Hier war ein finsterer feuchter Gang, sparsam beim Eintritt durch kleine blinde Fensterscheiben erhellt, die enge Behausung einer Familie. Kaum konnte man sich darin frei bewegen, so eng, so besetzt mit den nöthigsten Möbeln war sie. Dicht dabei diente ein düsteres Gewölbe zum Stall, zur Vorrathskammer, zum Keller, und wer weiß wozu noch. Eine Ziege, ein Schwein, der ganze Reichthum, besudelten dies finstere Loch, aus welchem mephitische Dünste hereinströmten in die Wohnung, wo Mann, Weib und Kinder lebten, aßen, spannen und schliefen. Dort war in den dicken Thurm eine regellose Oeffnung

gebrochen, die keine Thür gegen Wind und Wetter schützte. Sechs Stufen führten hinab in das Innere — vordem das Burgverließ — wo der geringe Hausrath und ein kleiner Feuerheerd den engen runden Raum einnahmen. Hier, wo sonst unglückliche Menschen nach Luft und Licht schnappten, und siechend dahinwelken mußten — da saß jetzt eine Mutter beim Feuer, und bereitete ein kärgliches Mahl den harrenden Kindern. Auf ihrem Schooße lag ein Säugling an ihrer Brust, und über dieser Gruppe zogen Rauchwolken vom Heerde aufsteigend umher, und wälzten sich langsam zur Thür hinaus. Kümmerlicher leben wohl wenige Menschen, als diese Mutter zweier Kinder ohne Vater! Weit luxuriöser schon breitete sich dicht daneben in Kreuzgewölben unterm Hauptgebäude, eine andere Frau in zwei Gemächern aus. Ein Vorsaal, mit Kartoffeln, Spinnrädern und andern Poltersachen möblirt, führte zu ihrem Wohnzimmer, das doch ein Fenster erleuchtete, ein Ofen erwärmte, und wo einem bei Stürmen und Wettern schon ganz behaglich seyn könnte.

„Ja, die wohnt gut! hieß es. Wir andern wohnen wie die Ratten!" Zufriedenheit schien jedoch Allen anzugehören. Das Kinderheer in Lumpen und Lappen gehüllt, lärmte fröhlich unter den Ruinen herum, und den sorglosen Eltern kam der Gedanke nicht ein, daß ein Stein, von den morschen Mauern herabfallend, ihr Lebensende seyn könnte. Wirklich fiel vor meinen Augen ein Stein, den eine Dohle auf der Zinne des Thurms abgelöst haben mochte, herab. Das war aber Allen eine

so gewöhnliche Erscheinung, daß sie meine dabei geäußerten Besorgnisse für überflüssig hielten.

Die Dienstfertigkeit dieses armen Völkchens, dem Fremden jeden Winkel der Burg zu zeigen und ihn dabei mit schauerlichen Sagen von einem hier herumirrenden Mönche zu unterhalten, ist eine ihrer Haupterwerbsquellen, denn solcher Fremden giebt's hier oft. Viel bedürfen sie aber nicht. Ihre Wohnungen geben keinen Miethszins, zu freiwilligen Anleihen zwingt sie niemand beizusteuern, den Stempel des Silbergeschirres kennen sie nicht, und die Spanne Erde, die sie zwischen den öden Steinmassen mit Kartoffeln bebauen, trägt keinen Grundzins.

Unbekannt mit allen diesen Dingen, unbekannt mit den tausend Bedürfnissen der Menschen höherer Stufen, leben sie auf ihrem Berge, so frei wie die noch höher über ihnen um die hohen Thürme stets kreißenden Dohlen und Raubvögel, und blicken ruhig hinab auf ihre Brüder, die ein solches Loos nicht mit ihnen theilen.

Unter der Leitung einer der Burgdamen, welche in ihrem Zirkel den ersten Platz einzunehmen schien, durchwanderte ich die alten Reste. Das Hauptgebäude ist von keinem großen Umfange gewesen. Die Bedachung ist weg, und in den vier Wänden desselben ist weder Balken noch Scheidewand mehr, aber einige Wappen in halberhabener Arbeit sind noch da. Auf einer Wendeltreppe von 99 Stufen kann man bis in die Höhe des vierten Stocks hinaufsteigen. Um noch weiter zu kommen, müßte man eine

Oeffnung von zwei ausgebrochenen Stufen überspringen; aber nur ein Wagehals möchte sich dazu verstehen.

Unten am Eingange zu diesem Treppenthurm findet sich das Mansfeldische Wappen in Stein gehauen, recht gut noch erhalten. Darüber steht „Hoyer Graf von Mansfeld" und die Jahrszahl 1530, in welchem Jahre er die Gebäude ganz erneuern ließ. An beiden Ecken dieses Hauptgebäudes stehen zwei hohe schöne Thürme. Wenn einmal Alles um sie her niedergestürzt, und das ganze Gebäude ein Schutthaufen seyn wird, dann werden sie noch lange der Zerstörung widerstehen, und der Landschaft Zierde Jahrhunderte hindurch noch seyn. Von der Kapelle stehen wenige Reste. Der Brunnen ist nicht verschüttet, aber, um ihn gefahrlos zu machen, zugemauert. Nur ein kleines Luftloch ließ man ihm. Wenn man durch dieses einen Stein hineinwirft, so kann man aus dem daraus entstehenden Schalle seine Tiefe noch entnehmen. Das Pflaster des Schloßhofes ist größtentheils noch zu sehen.

Als von Rohr *) im Jahr 1734 auf Arnstein war, vermißte er im Hauptgebäude nur Fenster und Oefen, sonst wäre es noch bewohnbar und auch noch ganz ausgemahlt gewesen. In der Kirche fand er fast Alles gut erhalten. Kanzel, Stühle, Emporbühnen standen noch, und waren mit brauner Oelfarbe angestrichen.

Auch auf dem höchsten Punkte der Ruinen hat man keine Aussicht von großem Umfange, noch von besonderm

*) s. dessen Merkwürd. des Unterharzes, 2te Aufl. 1748.

Interesse. Einige Dörfer, die Stadt Aschersleben, und in der Ferne den Walddistrikt, Hakel genannt, sieht man, sonst nur bewaldete Berge, Felder, Hügel und Thäler, ohne mahlerische Gruppirung.

Der Burg gegen Morgen liegt ihr ganz nah ein höherer kahler Berg. Man nennt ihn den Schanzengraben. Daß er einmal zu irgend einem militärischen Zwecke benutzt wurde, zeigen die noch sichtbaren Spuren der ihn umgebenden Erhöhungen und Vertiefungen ganz deutlich; wann aber, ob im dreißigjährigen Kriege, oder schon früher von den Besitzern der Burg zum Schutz derselben, das bleibt unausgemacht.

Arnstein ist unstreitig eines der ältesten Schlösser in der sonstigen Grafschaft Mansfeld. Sein Ursprung verliert sich in der dunkeln Vorzeit, so wie der seiner ersten Bewohner. Im Jahre 935 kommt schon ein Arnsteiner vor. Die Burg war der Stammsitz der Familie von Arnstein, deren Besitzungen, wozu auch das Amt Endorf mit 26 Ortschaften gehört, eine Herrschaft bildeten, die reichsunmittelbar war. Als Symbol dieser Unabhängigkeit trugen sie auf ihrem Helm das Bild der Sonne. Daß sie nach tapferer Ritter Art gar gewaltig kämpften und fochten, weiß man von ihnen, sonst aber nichts. Der letzte des Geschlechts blieb auch im Kampfe gegen die Italiener im Jahr 1278. Seine einzige Schwester, Luitgard, an einen Grafen von Falkenstein vermählt, war die Erbin seiner Besitzungen, und brachte sie an die Falkensteiner. Von diesen kam sie aber bald darauf an die Grafen

von Reinstein, deren Burg bei Blankenburg am Harze lag *), und diese verkauften sie im Jahr 1387 an die Grafen von Mansfeld, denen sie sehr gelegen war. Graf Johann Albrecht von Mansfeld nahm seinen Wohnsitz darauf, und seine Nachkommen bildeten eine Nebenlinie dieses fruchtbaren Hauses, die sich nach der Burg von Arnstein nannte. Die Mansfelder führten davon insgesammt in ihrem Titel die Benennung: „Herren von Arnstein" und in ihrem Wappen einen ausgebreiteten silbernen Adler ohne Krone. In der Folge nahmen sie die ganze Herrschaft von Chursachsen zu Lehn.

Bei einer Erbtheilung, die im Jahr 1443 in der Familie geschah, kam die Arnsteinsche Besitzung an die Mansfeldische Linie, welche sich die Vorderortsche nannte. Nach hundert Jahren nöthigte sie ihr schlechter Finanzzustand, sie größtentheils der Familie Männlich in Nürnberg, wegen starker Forderungen, pfandweise einzuräumen. Die Burg und der am Fuße des Berges gelegene Brauhof, blieben allein noch in ihrem Besitze und auch von ihnen bewohnt. Nachher muß die ganze Herrschaft Arnstein wieder eingelöst seyn, denn im Jahre 1678 wurde sie zum zweitenmale, und zwar an die von Knigge verpfändet, doch auch mit Ausnahme der Burg, des Brauhofes und eines vor Harkerode liegenden Vorwerks. Diese Stücke fielen nach dem Erlöschen des Mansfelder Geschlechts im Jahr 1780, als eröffnetes Lehn, an das

*) Siehe weiter unten, Nummer 65.

königlich sächsische Haus. Was aber der Kniggeschen Familie verpfändet war, behielt diese pfandweise inne, bis in das Jahr 1812, wo sie es durch Uebereinkunft mit der damaligen westphälischen Regierung ganz zu ihrem Eigenthume machte.

Im Bauernkriege wurde Arnstein gewaltig mitgenommen. Graf Hoyer von Mansfeld ließ es aber 1530 wieder herstellen, und wahrscheinlich damals sein, oben erwähntes, Wappen mit dieser Jahrszahl da anbringen, wo man es noch jetzt findet.

Im 30jährigen Kriege hatte es gleiches Schicksal. Eine geraume Zeit blieb es verwüstet liegen, bis es die Gräfin Barbara von Mansfeld, eine geborne Stolbergerin, im Jahr 1634 wieder herstellen ließ. Nach dem Erlöschen der Mansfelder wurde es weder bewohnt noch erhalten, und verfiel.

Die jetzigen sichtbaren Bewohner des Arnsteins haben meine Leser vorhin kennen gelernt; nun muß ich sie auch mit den unsichtbaren bekannt machen.

Graf Hoyer von Mansfeld, Kaiser Karls V. Feldmarschall, ist einer davon. Er sitzt hier eingemauert, kann nicht leben, nicht sterben, und harret seufzend auf seinen Erlösungstag. Als er noch auf Erden wandelte, war er ein gefürchteter Mann. Sein Name war der Schrecken seiner Feinde; denn wo Graf Hoyers Fähnlein wehte, da schwebte auch die Siegsgöttin vorauf. Hier auf Arnstein war er oft, aber die Sage gedenkt seiner nicht im Besten. Wild, barsch, grausam, unmenschlich

nennt sie ihn. Unter den verschiedenen Gewölben, die noch jetzt den blauen Himmel angähnen, ist eins: da ließ er Alles hineinstecken, was sich seinem Willen nicht fügte, was sein Mißmuth, seine Laune zum Kerker verwies. Und, ach! wie ging es hier den armen Schlachtopfern? Lebendigen Leibes wurden sie von Ratten gefressen, von Kröten und Unken benagt und beschmutzt. Da stieg mancher Fluch auf, mancher Seufzer zur rächenden Nemesis, und sie wurden erhört. Als Hoyer starb, da war sein Schicksal, Verbannung in einen engen Winkel, hoch oben zwischen den Mauern der Burg. Hier sitzt er und schmachtet und wimmert und seufzt, bis sein Erlösungstag anbrechen wird. Uhu's krächzen um ihn her, und der Sturm pfeift an den Mauern hin, wo leise Ohren sein Seufzen hören können.

O säße doch jeder, der hier auf Erden die Menschen knebelte, peinigte, zwackte, mit ihrem Leben wie mit Seifenblasen spielte, sie kalt hinabstieß in Kerker der Nacht, die keine Seufzer entriegelt, kein Ruf der Unschuld löset, o säße der doch auch so zwischen Mauern geklemmt, nicht lebend, nicht sterbend, würde von Gewissensunken zernagt, zerbissen, müßte winseln, nach dem Erlösungstage seufzen, der nie anbräche, bis am Tage des Weltgerichts, wo die Thaten der Großen wie der Kleinen im Schmelzofen der Wahrheit geläutert, gewägt, gelohnt werden.

Mit Hoyern theilt sein Weib dies schreckliche Schicksal. In einem andern Winkel, eng eingemauert, sitzt sie,

die kalt und stolz des Mannes Unbilden mit ansah, von keiner Thräne gerührt, von keinem Jammergeschrei zum Mitleid, zur Vorbitte erweicht war, ein Herz mit eiserner Rinde im Busen trug, die kein Seufzer, kein Gebet verschmolz. Sie sitzt und spinnt und spinnt, und nie wird sie fertig. Der Faden reißt nicht ab, und bis er das nicht thut, muß sie spinnen, die stolze Gräfin, und immer spinnen.

„Gott sei uns armen Sündern gnädig!" sprach das alte Mütterchen, als sie mir die Geschichte vom verwünschten Grafen und seinem verfluchten Weibe erzählte, machte drei Kreutze, und zeigte mit dem Finger nach den Stellen hin, wo Beide sitzen.

„Sehen Sie, da oben sitzt er, und dort spinnt sie. „Ich bete alle Abend ein Vater Unser, denn um Mitter„nacht da ruft's manchmal gar kläglich: wehe! wehe! „wehe!"

Ein zweites unsichtbares Wesen wandelt in der Gestalt eines Mönches zwischen Arnsteins Mauern. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist im Brauhofe am Fuße des Berges. Da scheint er eine Art von Oberaufsicht zu haben, denn wenn die Arbeiter nicht fleißig sind oder kein Gutes thun, so erscheint er ihnen drohend, giebt ihnen auch wol unsichtbar derbe Ohrfeigen. Alle sieben Jahre kommt er auf die Burg, und lärmt und poltert da überall herum. Wer ein Sonntagskind ist, sieht ihn leibhaftig; Alltagsmenschen aber hören ihn nur toben. Er revidirt dann das ganze Schloß, und wo er's nicht recht findet,

da giebt's blaue Merkmale seiner Fäuste. Schade, daß sich sein Wirkungskreis nicht über Arnstein hinaus erstreckt, daß er nicht überall Ohrfeigen austheilen kann, wo es unrecht zugeht.

„Die sieben Jahre sind nun bald um, sagte meine „Führerin, und in voriger Nacht hat's oben im Thurme „gar gewaltig gepoltert. Ich glaube, er wird nun bald „kommen. Was der arme Geist verbrochen hat, daß er „hier herumspuken muß, weiß niemand."

So sprach das betagte Mütterchen mit Ernst und wichtiger Geberde, und ich hörte mit Glauben im Angesicht ihren Worten zu. Am Fuße des Berges trennten wir uns. Sie sagte mir noch ein trauliches Lebewohl, stieg zurück auf ihre Burg, und ich dachte an Göthe's Worte:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierath
Sie verklebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

* * *

Aus Spangenbergs Mansfeldischer Chronik; Rohrs Merkwürdigkeiten des Vorharzes; den Annalen der Grafschaft Mansfeld von 1805, und der eigenen Lokalbesichtigung, ist Vorstehendes entstanden. Da es meines Wissens keine Abbildung von Arnstein giebt, so wird die, welche das Titelblatt dieses Bandes ziert, wohl nicht unwillkommen seyn. Sie ist an Ort und Stelle aufgenommen, und zwar auf dem von Harkerode nach Sildau führenden Wege, da, wo man die kleine Brücke passirt ist. Man sieht die Burg von der Morgen- und Mittagsseite. Das Gebäude daneben ist ein Schaafstall, vordem war es ein Theil der Burg.

52.

Blankenstein
bei Marburg.

Gemordet vom Drange der Zeit,
Sinke ich zurück —
Zur ewigen Vergessenheit.

52.

Blankenstein.

Die Ruinen dieser Burg findet man bei dem Hessen-Darmstädtschen Flecken Gladenbach, ungefähr drei Stunden von Marburg. Es ist aber nicht viel mehr davon zu sehen, denn es erging ihnen wie so mancher andern Veste: die industriösen Bewohner der umliegenden Gegend brachen die brauchbarsten Steine heraus, und führten sie weg. Schon ist diese Vernichtung so weit gediehen, daß man gar nichts mehr von der ehemaligen Bauart und dem Umfange Blankensteins erforschen kann, und hätte uns nicht Dilich in seiner Hessischen Chronik eine Abbildung von dieser Burg aufbewahrt, so wüßten wir gar nichts mehr von ihrer Gestalt. Nach dieser erhob sich das Hauptgebäude mit seinen, nicht ohne Geschmack angebrachten, Eckthürmchen, mitten auf dem Gipfel des Berges, und das Eingangsthor sprang weit vor. Die Nebengebäude, wovon eins einer Kirche gleicht, lagen alle etwas tiefer. Von jenem Eingangsthor sieht man noch die Spur, so wie auch die Vertiefung des Wallgrabens zu erkennen ist.

Der Blick von den Ruinen umher trägt in eine ganz angenehme, doch eben nicht vorzüglich geschmückte Landschaft. Man sieht nur drei kleine Oerter, worunter Gladenbach sich am besten ausnimmt. In weite Ferne lassen die umgebenden Berge nicht sehen. Eine alte Volkssage läßt Blankenstein in sehr frühen Zeiten mit den noch vorhandenen Burgen Greifenstein und Dringenstein zugleich erbauet werden. Drei Brüder — so lautet die Sage — erbauten zu gleicher Zeit jeder ein Schloß, und jeder wetteiferte, das seinige am prächtigsten hinzustellen. Der eine — seinen Namen verschweigt die Sage — war wegen seiner edeln Denkungsart in der ganzen Gegend umher beliebt. Man war ihm daher bei seiner Arbeit behülflich, und seine Burg stand bald als ein schönes Gebäude da, das wegen seiner blendenden Weiße und strahlenden Fenster, den Namen Blankenstein erhielt, den hernach die Besitzer davon annahmen.

Der zweite Bruder, wild und tyrannisch, bat nicht ihm zu helfen, nein, er ergriff wen er fassen konnte, und zwang zur Hülfe bei seinem Bau. Da nannte man seine Burg Greiffenstein.

Der dritte Bruder machte es nicht besser. Er nöthigte und drang jeden, ihm zu helfen, daher man seine Burg Dringenstein nannte. Wahrscheinlich entspann sich diese Sage späterhin aus den schon vorhandenen Namen der Burgen.

An historischen Nachrichten von Blankensteins Erbauung fehlt es ganz, und seine frühern Schicksale umhüllt

ein

ein tiefes Dunkel. Erst aus dem 13ten Jahrhunderte blicken einige dürftige Nachrichten hervor. Vermuthlich waren ihre Besitzer, der Zeitsitte gemäß, Geißeln und Peiniger ihrer Mitmenschen, und erfüllten die umliegende Gegend mit Mord und Raub; und leicht ist's möglich, daß auch sie, wie so manche andere edle Familie der Zeit, gegen die damaligen Landgrafen von Hessen sich auflehnten, und deshalb vertrieben wurden. Denn im Jahre 1247 ließ die Landgräfin Sophie, ein Weib mit männlichem Geiste, Blankenstein niederreißen. Im Jahre 1278 kommt ein Berthold von Blankenstein vor, der in das Kloster Reichenbach ging. Ob dieser selbst der Vertriebene, oder nur ein Nachkomme seiner vertriebenen Vorfahren war, weiß man nicht genau: er muß sich aber durch ein besseres Betragen der Fürstin Gunst wieder erworben haben, denn sie erlaubte ihm, sich ein neues Schloß, dem alten gegenüber, zu erbauen. Dies erhielt den Namen Neuenburg oder Naumburg. Man findet noch jetzt bei dem Dorfe Erdhäusen Ueberbleibsel davon. Es scheint jedoch bald wieder zerfallen und von keiner historischen Bedeutung gewesen zu sein, denn Nachrichten darüber finden sich fast gar nicht.

Mit seinem Untergange erhob sich dagegen wieder eine neue Burg Blankenstein auf den Ruinen der vorigen. Sophie selbst ertheilte der Familie im Jahr 1255 die Erlaubniß dazu, und Berthold, der vorhin erwähnte, besaß oder bauete sie. Wie dieses neue Blankenstein aber schon fünf Jahre später in die Hände der Familie Rodheim und

Rodenstein gerieth, bleibt ein Räthsel. Nicht lange aber waren sie im Besitz, als Walter von Nordeck, Siegmund von Biedenfeld und deren Bundesgenossen, sie schon mit Gewalt daraus vertrieben. Jene beschwerten sich darüber bei dem Landgrafen Heinrich I. von Hessen, und baten ihn um Hülfe. Heinrich half auch. Er eroberte Blankenstein, verjagte die unrechtmäßigen Besitzer, und gab die Burg den rechtmäßigen zurück. Ihre Dankbarkeit für diese Gerechtigkeitspflege zu bezeigen, trugen sie die Burg und den dazu gehörigen Bezirk, bisher ihr freies Eigenthum, Heinrichen zu Lehn auf. Sie verpflichteten sich zugleich, stets als treue Burgmänner ihm beizustehen, ihre Burg für ihn offen seyn zu lassen, und die um sie her wohnenden Unterthanen Heinrichs zu schützen.

Ist dieser Vorgang wahr, so gehört er unter die seltenen Züge der Regenten damaliger Zeit; denn in ähnlichen Fällen mißbrauchten diese immer solche Hülfsgesuche, und behielten für sich, was sie erobert hatten, statt es dem Unterdrückten zurückzugeben.

Die weitern Schicksale Blankensteins und ihrer Besitzer sind unbedeutend. Als diese ausstarben, fiel es an die hessischen Fürsten zurück. Im 13ten Jahrhunderte scheint dieses geschehen zu seyn. Nach der Zeit wurde die Burg ein Lustaufenthalt der Regenten, und Landgraf Heinrichs III. Gemahlin hielt hier sogar zweimal ihr Wochenbette. Einigemal diente sie auch zum Staatsgefängnisse. Heinrich III. ließ den abgesetzten Erzbischof Ruprecht von Kölln zwei Jahre lang hier einsperren, wo er

auch starb. Auch Herzog Ulrich von Württemberg hielt sich während seines Exils eine Zeit lang hier verborgen *).

Seit der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts war Blankenstein den Beamten des Amtes Blankenstein zur Wohnung angewiesen, welche Bestimmung es bis zur gänzlichen Zerstörung behielt. Da es nämlich so zu zerfallen anfing, daß eine starke Reparatur nöthig gewesen wäre, so ließ es der, 1790 gestorbene, Landgraf von Hessen-Darmstadt niederreißen, und die brauchbaren Steine anderswo verwenden. Dies geschah im Jahr 1770, und seit dieser Zeit wohnen die Beamten in Gladenbach. Das fortgesetzte Wegtragen guter Steine wird, wie gesagt, bald jede Spur von Blankenstein verwischen, und in 50 Jahren möchte es wol schwer halten, mit Bestimmtheit sagen zu können: hier stand Blankenstein!

* * *

Außer der oben erwähnten Abbildung in Dilichs hessischer Chronik giebt es noch eine kleine in Merians Topographie von Hessen, welche Blankenstein auch im noch völlig bewohnbaren Zustande darstellt. Von seinen Ruinen aus dem Jahre 1790 liefert das Journal von und für Deutschland von 1791 im 9ten Stücke ein Bild; die es begleitenden Nachrichten von K. W. Justi sind es, aus denen ich Vorstehendes nahm.

*) Siehe 1ster Bd. Nr. 11.

53.

Zähringen
bei Freiburg im Breisgau.

— — — O sieh, wie rund umher
Alles grünt und bleicht! Die sinkenden Ruinen
Müssen selbst zum Schmuck des Ganzen dienen.

C. F. v. Kamiensky.



53.

Zähringen.

Schwaben hatte seit dem Anfange der zuverlässigen Geschichte, und besonders seit Konradins von Hohenstaufen Tode, das eigene Schicksal, unter viele Herren vertheilt und in viele Gebiete zerstückelt zu seyn. Im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert herrschten in Schwaben die Welfen, die Hohenstaufen, die Habsburger, die Herzoge von Zähringen, von Teck, von Urslingen, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Markgrafen von Baden, die Grafen von Zollern, von Württemberg, von Achalm, von Urach, von Asperg, von Calw, von Vaisingen und von Sulz. Unter und neben diesen gab es noch unzählige minder mächtige Grafen und Dynasten, von deren Stammsitzen jetzt nur noch die Trümmer auf Bergen und Hügeln zu sehen sind. Denkt man sich nun zu dieser Menge großer und kleiner weltlicher Herren die vielen und großen Prälaturen, und die zahlreichen Reichsstädte, die in demselben Zeitraume schon vorhanden waren, oder bald nachher entstanden, so begreift man nicht, wie alle diese hohen

und niedrigen Familien neben einander Platz fanden, und der Geschichtsforscher ist oft in Verlegenheit, wo er ihre Besitzungen suchen soll.

Noch im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts regierten in Schwaben 29 Fürsten, Grafen und Herren, 20 unmittelbare Prälaten und 31 Reichsstädte; und jetzt? — Verschwunden sind meist alle diese Herrscherfamilien, vertilgt und verloschen. Die mächtigsten Geschlechter unterlagen dem Willen der Alles lenkenden Vorsehung, die den Niedern hebt, den Hohen abtreten läßt vom Schauplatze, ohne daß unser beschränkter Geist ihre Absichten zu durchblicken vermag.

Wer hätte sich es denken können, als noch die stolzen Hohenstaufen auf die kleinen unbedeutenden Grafen von Württemberg herabsahen, von ihnen Huldigungen empfingen, daß diese einstens noch höhere Sprossen auf der schwankenden Leiter des Glücks erklimmen, daß diese, Herren ihrer Besitzungen werden, und dann ihre Namen zu den längst verschollenen gehören würden. Und doch ist es so. Württemberg hat nach und nach fast alle Besitzungen jener Geschlechter verschlungen, hat sich empor gearbeitet aus seiner Unbedeutenheit, und Graf Eberhards Ur-Ur-Urenkel trägt jetzt die Königskrone.

Die Herzoge von Zähringen gehörten zu ihrer Zeit zu den mächtigsten Herren in Schwaben. Ihre Stammburg war die Limburg, von der noch wenige Ruinen sichtbar sind. Sie lag auf einem Vorsprunge der Württembergischen sogenannten Alpen, dem Lyntberge, über dem

Städtchen Weilheim am Neckar, und hieß Lyntberg, oder, wie man jetzt sagt, Limburg. Wann und von wem sie erbauet wurde, weiß man nicht; man weiß nur, daß ihre Besitzer, die treulich den Eingebungen ihres Genius — der stets vor dem mächtigern Genius der nahen Hohenstaufer zurückwich, und wo er diesem entgegenstrebte, allemal im Kampfe unterlag — folgten, sie ums Jahr 1080 freiwillig verließen. Sie zogen sich hierauf mehr nach Süden hin, und Berthold von Zähringen erbauete im Jahre 1091, eine Stunde von der jetzt Badenschen Stadt Freiburg im Breisgau, auf einem Berge des Schwarzwaldes, eine neue Burg *). Am Fuße des Berges lag schon längst ein Dorf, das Zähringen hieß. Die Herzoge gaben daher ihrer neuen Burg eben den Namen, und sie selbst, die bis dahin schlechtweg Herzoge geheißen hatten, nahmen, nach damals üblicher Sitte, den Namen ihrer Burg, zur Bezeichnung ihres Geschlechts an. Wie es nun aber eine der gewöhnlichsten Schmeicheleien früherer Chronisten war, die Abstammung alter Fürstenhäuser entweder noch tiefer zurück zu führen als sie liegen mochte, oder sie mit einem heiligen, wundervollen Schein zu umhüllen, so geschah es auch von den Geschlechts-Beschreibern der Zähringer Fürsten, dessen Ursprung sie also erzählen:

*) In Schöpflins Hist. Zaringo-Badensis ist der Augenblick der Legung des Grundsteins der Burg durch Berthold, abgebildet.

Die Herzoge von Zähringen waren vordem gemeine Köhler, welche ihre Wohnung im Gebirge und in den Wäldern hinter dem Berge hatten, wo hernach ihre Burg stand. Nun hat es sich begeben, daß einer einmal einen Meiler setzte, um Kohlen zu brennen, und diesen mit der umliegenden Erde bedeckte, damit die Holzmasse zu Kohlen werden und die Gluth nicht in helle Flammen auflodern möchte. Als nun die Arbeit vollendet war, der Meiler seine Zeit gestanden hatte und er die Kohlen fortgefahren hatte, fand er am Boden eine schwere geschmolzene Masse. Das war pures blankes Silber, aus der aufgeworfenen Erde geschmolzen. Nun setzte er fürder und immerfort auf diese Stelle einen Meiler, bedeckte ihn mit der benachbarten Erde und gewann allemal einen großen Klumpen Silber und nach und nach einen gewaltigen Schatz. Um diese Zeit nun geschah es, daß ein König vertrieben wurde aus seinem Reich und hierher in diese Berge und Wälder mit den Seinen floh. Der ließ ausrufen und kund thun: daß derjenige, der ihm zur Wiedererlangung seines Reichs behülflich seyn werde, eine seiner Töchter zum Weibe haben und Herzog werden solle. Das hörte auch der Köhler und da er meinte, seine Silberklumpen wären so gut wie lebende Mannschaft, so packte er deren eine gute Anzahl auf den Rücken, ging hin zu dem König und sprach: „Da bringe ich dir Hülfe, und, giebst du mir deiner Töchter eine, und das Land und die Gegend umher wo ich Kohlen brenne, so gebe ich dir einen solchen Schatz von Silber, womit du dein Reich wohl wieder gewinnen sollst."

Dem König glänzten die großen Silberstücken gar mächtig in die Augen. Er war alles zufrieden, verwilligte dem Köhler was er begehrte, und gab ihm seiner Töchter eine zum Weibe. Und der Köhler war nun Herr des Landes umher, wo seine Köhlerhütte gestanden. Viel Silbers ließ er nun schmelzen, wurde reich und immer reicher und bauete Zähringen die Burg. Drauf machte ihn der römische König zum Herzog von Zähringen und nannte ihn also, und er erbauete Freiburg und andere Städte und Schlösser mehr.

Reichthum macht üppig und übermüthig. Als der Köhler-Herzog so übergroß und gewaltig war an Gut und Ehre, wurde er ein Tyrann und vergaß, daß er einst Kohlen gebrannt und dabei trocken Brod in großer Armuth gegessen hatte. Einst sprach er zu seinem Koch und gebot ihm, er solle ihm ein junges Kindlein bereiten und braten, er wolle versuchen, wie junges Menschenfleisch schmecke. Der Koch vollbrachte zwar ungern des Herrn Befehl. Und da das Kindlein gebraten war und man es auf die Tafel des üppigen Herrn brachte, da überfiel diesen ein solcher Schauder und Furcht, daß er zitterte und große Reue verspürte über die Sünde, die er vollbracht hatte. Um sie abzubüßen und sich mit dem Himmel wieder auszusöhnen, ließ er sofort zwei große Klöster bauen, oben auf dem Schwarzwalde, die noch stehen, und weihete sie dem heiligen Ruprecht und dem heiligen Peter.

Die Burg Zähringen war klein von Umfang, aber die Art ihrer Befestigung schien jedem Sturme Trotz zu

bieten. Doch kaum funfzig Jahre nach ihrer Erbauung zeigte sich, daß Zähringen nicht unüberwindlich war. Als nämlich nach Kaiser Lothars Tode, 1137, das Hohenstaufische Haus sich den Weg zum Throne Karls des Großen bahnte, und Konrad III. zum Kaiser ausgerufen ward, verweigerte ihm Herzog Konrad von Zähringen den Gehorsam. Der Kaiser trug daher seinem Bruder, dem Herzoge Friedrich von Schwaben, auf, den übermüthigen Zähringer zu demüthigen und zur Unterwerfung zu zwingen. Der Krieg wurde im Zürcher Gebiet eröffnet, aber mit so wenigem Glück für den Herzog Konrad, daß er sich zuletzt in seine Burg Zähringen zurückziehen mußte. Diese wurde mit stürmender Hand erobert, und Konrad mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Kaiser verfuhr indessen glimpflich mit ihm. Er wollte sich doch gern einen solchen mächtigen Fürsten zum Freunde machen, und gab ihm daher alle seine Besitzungen zurück.

Die Macht der Zähringer wuchs nun schnell empor, besonders in der Schweitz. Sie schlugen ihre Hoflager oft in Solothurn oder Burgdorf auf, und waren seltener in Zähringen. In den Zeiten ihres höchsten Glanzes erstreckte sich ihr Gebiet von den Ufern des Rheins über die Gipfel der beschneieten Alpen bis an das mittelländische Meer. Die Städte Bern, Yverdun, Burgdorf, Freiburg und Milden, in der ehemaligen burgundischen Schweitz, sind noch Denkmale ihrer Herrschergröße. Allein, wie so oft das Schicksal dem Glücksrade, wenn es am schnellsten rollt, in die Speichen greift und seinen Lauf hemmt, so

auch hier. Im gewissen Besitze aller Ansprüche auf eine dauernde und glänzende politische Existenz, erlosch die Familie schon im Jahre 1218. Berthold V. war der letzte Zähringer. Ihn achtete das Reich so hoch, daß es nach Kaiser Heinrichs V. Tode, im Jahr 1198 zu Andernach ihn zum deutschen Kaiser wählte. Berthold aber dankte für eine so unsichere Krone, und überließ sie Philipp von Schwaben.

Mit ihm erlosch nun zwar der Name der Zähringer, allein das Geschlecht der Zähringer blühte noch bis zum Jahre 1439 in zwei andern Linien fort, und in einer derselben blüht es noch jetzt. Bertholds Vaters Bruder, Adelbert, wurde Stammvater der ebenfalls sehr angesehenen Herzoge von Teck, die im Jahre 1439 erloschen. Ein früherer Ahnherr aber, Hermann, war schon um das Jahr 1078 der Stammvater der Markgrafen und jetzigen Großherzoge von Baden. Mit Recht nennt man daher die Burg Zähringen die früheste Wiege des Hauses Baden, und Karl Ludewig Friedrich hätte das Andenken an sie nicht lebendiger erhalten, seine Ahnherren nicht ausgezeichneter ehren können, als durch den, am 25sten December 1812 gestifteten Orden vom Zähringischen Löwen, dessen Insignien die Ruine von Zähringen und das Wappen der Zähringer zieren.

Nach dem Erlöschen der Zähringer wurde ihre Burg ein Eigenthum der Grafen von Freiburg. Diese Herren lebten in einem fast ununterbrochenen Zwiste mit den Bürgern von Freiburg und Zähringen, wurden auch in einem

darüber entstandenen Kriege, ein Opfer der aufgebrachten Bürger. Es war im Jahre 1281, wo sie ganz mit den Grafen zerfielen, und in der ersten Hitze auf die Burg eilten, die gräflichen Söldlinge überwältigten, und die Burg abbrachen.

Nach dem Abgange der Grafen von Freiburg hat das Dorf Zähringen nebst dem alten Schlosse seine Herren oft gewechselt. Die Markgrafen von Baden selbst wußten sich späterhin Antheile an diesem ihrem Stammschlosse zu verschaffen, und dem Markgrafen Bernhard I. ertheilte Kaiser Siegismund 1420 volle Macht, die Veste Zähringen von des Reichs wegen zu lösen. Zuletzt war Zähringen im Besitze des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwalde.

Die Zeit hat sehr an den Ruinen dieser Burg genagt. Außer einem Thurme ist wenig Gemäuer noch übrig. Dieser ist aber von solchem Umfange, daß ihn zu umspannen zwölf Männer nöthig seyn würden. Den Eingang bildet ein hohes und eben so breites Gewölbe. Auf die Spitze des Thurms kann man nicht mehr kommen, aber in drei Kammern, die über einander liegen, und deren jede vierzehn Fuß Höhe hat. Nach der obersten folgt die Zinne, aus einem steinernen Kreise bestehend, dessen Außenseite gothische Zacken bekränzen.

Von den übrigen Gebäuden sieht man kaum noch die Grundmauern, denn Alles ist mit Gesträuch und Bäumen überwachsen; aber daß Zähringen nicht von großem Umfange war, das zeigen seine Reste noch jetzt.

Die Umsicht von ihnen in die umliegende Gegend ist sehr schön. Man sieht die Stadt Freiburg mit ihrem prächtigen riesenmäßigen Dom in einem romantischen Thale liegen, und überblickt eine weite Fläche voll Dörfer und Fruchtfelder, deren Hintergrund die Elsasser und Lothringer Gebirge bilden.

* * *

Chronik der Stadt Freiburg, welche sich hinter Königsherrns Frankfurter Chronik befindet. Beiträge zur Vaterlandsgeschichte, von Julius Lampadius, Heidelberg 1811. 8. Eigene Ansicht der Ruinen. — In Schöpflins Hist. Zar. Badensis, im ersten Theile, ist eine Abbildung der Ruinen. In Zähringers Wochen- oder Monatschrift für das Land Breisgau 1781. 8. ist beim 5ten Stück ein Grundriß, eine Idee von der ehemaligen Gestalt, und eine Abbildung der Ruinen. Eine gleiche Ansicht der ehemaligen Gestalt von Zähringen, so wie ein Grundriß davon, befindet sich auch vor dem angegebenen Werke von Lampadius.



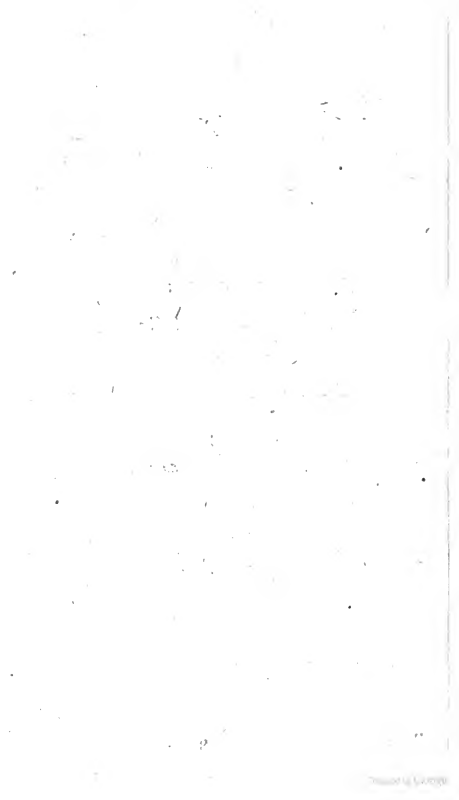
54.

Hummel

bei Reinertz in Schlesien.

Was vergehen muß, vergehet;
Was bestehen kann, bestehet;
Was geschehen muß, geschieht!

Herder.



54.

Hummel.

Unter den in Schutt versunkenen Burgen der schlesischen Grafschaft Glatz, ist die Burg Hummel auf einem hohen Hügel, zwischen den Städten Reinertz und Levin, an der Landstraße, die nach Böhmen führt, die berühmteste. Der böhmische Chronist Hagerius, der sie Homole nennt, zählt sie unter die 258 Hauptschlösser Böhmens. Was vor Zeiten dazu gehörte, machte eine ansehnliche Herrschaft aus, und faßte bald den ganzen jetzigen Hummelschen Distrikt in sich.

Der erste Erbauer, oder vielmehr einer der ersten Besitzer dieser Burg, soll Homole, wahrscheinlich ein Böhme von Geburt, geheißen haben. Von ihm nahm sie auch den Namen an; gewöhnlich heißt sie aber in alten Urkunden Landesfred. Im Jahr 1350 war sie ein Eigenthum von Tytzko von Pannewitz. In einer Urkunde vom Jahr 1424 wird Heinze von Lazan, Leffel genannt, als ihr Inhaber gefunden. Drei Jahre später, wo die Hussiten in dem benachbarten Böhmen Alles mit Feuer und Schwert

verheerten, kaufte sie Nikolaus Trozka für 1000 Schock Meißnisch. Er war aus einer vornehmen böhmischen Familie, die aber ganz antihussisch gesinnt war. Wahrscheinlich gab dies auch die Veranlassung, daß die Hussiten ihm noch in demselben oder doch in dem folgenden Jahre die Burg wegnahmen, und einen Burggrafen, Peter Polack, darauf setzten, der die Gegend wacker ausplünderte. Aber dieser eifrige Anhänger der Hussiten machte es nicht lange. Im Mai 1433 erwischten ihn auf einer Streiferei die Breslauer und Schweidnitzer, und sperrten ihn ein.

Nach der Zeit hatte Hinko Krussina von Leuchtemburg die Herrschaft Homole pfandweise inne. Er war zur Zeit der Minderjährigkeit des böhmischen Königs Ladislaus, Reichsverweser in den Landen Glatz und Frankenstein. Von seinem Sohne löste sie im Jahre 1454 Georg von Podiebrad, ein. Dieser war Gouverneur des Königreichs Böhmen, und hatte das glänzende Loos, nach dem frühzeitigen Tode des jungen Königs im Jahr 1458, von den böhmischen Ständen zum Könige gewählt zu werden. Allein nur dreizehn Jahre trug er die Krone, und zwar unter steten politischen Stürmen und Unruhen. Er starb im Jahre 1471. In der Theilung seiner Erbgüter bekam sein ältester Sohn Heinrich, nebst andern Stücken, die Burg und Herrschaft Homole. Von diesem gelangte sie an die Familie von Kauffung *), von welcher der berüch-

*) Eigentlich hieß sie Kaffung.

tigte Prinzenräuber Kunz von Kauffungen, ein Abkömmling war.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts hatten die Räubereien und Befehdungen in der Grafschaft Glatz und den benachbarten Gegenden außerordentlich überhand genommen. Um ihnen zu steuern, hielt im Jahre 1512 Georg von Breitenstein, Landeshauptmann der Grafschaft, einen Landtag, auf welchem verschiedene gute Verordnungen dagegen gemacht wurden. Die vorzüglichsten Räuber und Wegelagerer waren: Christoph von Reisewitz, den man nur den schwarzen Christoph nannte; Bernhard Haugwitz; Georg Geisler, und Siegmund von Kauffung. Gegen sie alle zog man zu Felde. Der schwarze Christoph wurde von den Goldbergern gefangen, und in Liegnitz 1513 aufgeknüpft; die andern erwischte man zwar nicht, dafür wurde aber an ihren Besitzungen das Müthchen gekühlt, und da mag wohl die Burg Hummel auch mit zerstört worden seyn, denn sie war zu einem der furchtbarsten Raubsitze herabgesunken.

Siegmund der Kauffunger ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, das saubere Geschäft eines Räubers fortzusetzen; ja er trieb sein Spiel so weit, daß er im Jahre 1522 der Krone Böhmen allen Gehorsam aufkündigte. Dennoch ging ihm Alles gut hin, bis er sich sogar unterfing, Kaiser Ferdinands und dessen Unterthanen Feind und Befehder zu werden. Da war das Maaß seiner Sünden voll, und das Sprichwort vom Wasserkruge — das sich in der vergangenen Geschichte schon gar oft be-

währte, in der jüngst verflossenen gewaltig bestätigt ward, und in der künftigen hoffentlich auch nicht an Gültigkeit verlieren wird — traf auch hier ein. Er wurde 1534 gefangen und in Wien enthauptet.

In diesem Zeitraume, ungefähr ums Jahr 1520, kam die Herrschaft Hummel, vielleicht als ein eröffnetes Lehn, an Ulrich Grafen zu Hardeck, damaligen Erbherrn der Grafschaft Glatz. Zwanzig Jahre später besaß sie Georg Seidlitz von Schönfeld. 1559, war ihr Eigenthümer Eustach von Landfried, von dem sie 1561, Kaiser Ferdinand I., nebst der Grafschaft Glatz wieder einlöste. Sein Sohn, Kaiser Maximilian II., verpfändete sie aber schon sechs Jahre nachher wieder an Hans von Stubenberg auf Neustadt in Böhmen. So wanderte sie schnell nach einander durch viele Hände, bis sie Kaiser Rudolph II., im Jahre 1595, von der Stubenbergschen Familie wieder einlöste, seit welcher Zeit sie bei der landesherrlichen Kammer blieb. Späterhin, besonders ums Jahr 1684, wurden unter Kaiser Leopolds I. Regierung, die einzelnen Stücke der Herrschaft Hummel fast ganz zerstückelt und verkauft.

Jetzt sieht man von der Burg Hummel nur noch wenige Mauern nebst einem Stücke Thurm. Der Berg, der sie trägt, ist außerordentlich steil. Um ihn bequem ersteigen zu können, ließ im Jahre 1788 die Kämmerei in Reinertz auf eigene Kosten einen breiten schneckenförmigen Weg bis auf den Gipfel führen, ein Sommerhaus, Bänke und Gänge anlegen, und eine Säule errichten, worauf

das Bild des Königs Friedrich Wilhelms II. von Preußen ruhte. Für die Bewohner von Reinertz, besonders für seine Brunnengäste, ist der Berg dadurch ein angenehmer Sammelplatz geworden. Man findet sich oft hier ein, um des schönen Blicks hinab in das von hohen Bergen umschlossene Thal, worin Reinertz mit seinem Sauerbrunnen liegt, und das von der Weistritz durchflossen wird, zu genießen.

* * *

Aus schriftlichen Mittheilungen des Herrn Archivars Büsching in Breslau sind diese Nachrichten genommen worden. Eine kleine Abbildung der Ruinen dieser Burg von Endler befindet sich in der Wochenschrift: der Breslauer Erzähler.

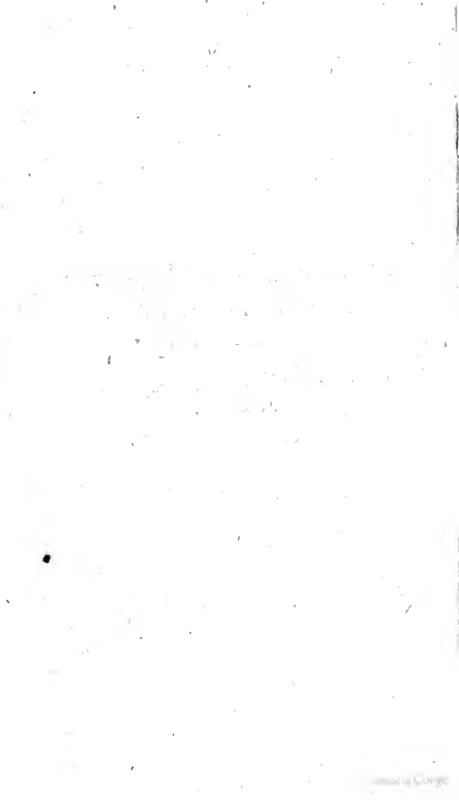


55.

Schnabelburg

bei Nordhausen am Harz.

Der Menschen Werk zerfallen ist,
Der Berg steht fest und hoch.



55.

Schnabelburg.

In den traurigen Jahrhunderten der Fehde und des Raubens waren die vormaligen Reichsstädte, besonders die kleinern, recht übel daran. Ihre Nachbarn, groß und klein, zwackten immer an ihnen herum. Nahmen sie ihnen nicht Grund und Boden, so preßten sie ihnen wenigstens eine Geldsumme ab. Gewöhnlich zu schwach, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, mußten sie zahlen, versprechen, einräumen, und sich gefallen lassen, was ihnen der Stärkere vorschrieb. Thaten sie das nicht, so setzten sie ihre Reichsunmittelbarkeit auf das Spiel. Das deutsche Reichsoberhaupt hatte ihnen zwar Schutz gegen Druck versprochen, aber dem fehlte es in jener Zeit mannigmal selbst an Kraft; ja, oft ging es sogar mit bösem Beispiele voran, und behandelte die armen Reichsstädte selbst höchst stiefväterlich.

Nordhausen hatte als Reichsstadt dasselbe Schicksal. Nicht allein an dem Thüringer Adel, auch an den nahen Harzgrafen und Buschjunkern hatte sie schlimme Feinde.

Vom platten Lande hatten die Herren von Hakelborn, von Schraplau, von Querfurt, von Nebra, von Uslar, von Arnstadt, von Bendeleben, von Plesse, und Andere mehr, sich als große Liebhaber ihrer Heerden berühmt gemacht. Vom Gebirge herab waren die Grafen von Stolberg, von Hohenstein, von Schwarzburg — alles Nachbarn — im Wegtreiben ihres Mastviehes und Ausplündern der Bürger vorzüglich stark. Zuweilen wagten die Bürger, wenn der Druck zu arg war, eine Gegenwehr, und nahmen dann auch wohl an diesen Herren so wohlverdiente als blutige Rache. Bei Erichsburg glückte es ihnen, wie wir bereits wissen *); weniger gelang es bei dem ihnen ganz nah gelegenen Hohenstein **).

Diese Grafen von Hohenstein waren ihre vorzüglichsten Feinde. Um so viel bequemer die Stadt berauben zu können, hatten sie an der Ecke des Berges Konstein, zwischen den Dörfern Salza und Sachswerfen, eine Burg, die Schnabelburg, erbaut. Hier lag Nordhausen gerade vor ihnen, und von hier entging dem weiten Umblicke des Grafen Ulrich kein reisender Bürger, keine weidende Kuh. Alles wurde ausgeplündert, was in die Stadt hinein wollte oder heraus kam, und kein Mensch war seines Lebens sicher. Natürlich war den Nordhäusern ein solcher Nachbar höchst unangenehm; aber wie sollten sie es anfangen, aus dieser Sperre sich zu retten? Ihn mit Gewalt

*) 2ter Band, S. 82.

**) 4ter Band, S. 331.

vertreiben, das konnten sie nicht: es mußte also mit List geschehen. Nach langem Berathen hielten sie nemlich für das Beste, dem Grafen die Burg abzukaufen. Man machte diesem deshalb den Antrag, und Ulrich war's zufrieden. „Nehmt sie nur immer hin," mochte er wohl denken, „ihr sollt sie mir schon wieder geben!" Er kam — es war im Jahr 1563, — nach Nordhausen, zur Abschließung des Kaufkontrakts und zum Empfang des Geldes. Während nun das im sogenannten Riesenhause geschah, und während er mit einem Gastmahle bewirthet wurde, schickte man einige Bürger mit Arbeitern hin auf die nunmehr der Stadt gehörige Schnabelburg, um sie zu demoliren. Das geschah nun auch mit solcher Schnelligkeit, und wahrscheinlich mit Feueranlegen, daß, als der Graf wieder nach Hohenstein durch das Altenthor zurückritt, er schon die Burg auf die Hälfte zur Ruine gemacht sah. Heftig ergrimmte er über diesen Anblick, und ob er gleich nur die Worte sprach: „Ei, das ist Schade!" so schwor er doch, den Nordhäusern das zu gedenken.

Den Anfang dazu machte er damit, daß er die benachbarten Herren und Edelleute für sich zu gewinnen und gegen Nordhausen aufzuhetzen suchte. Als er sich unter ihnen einen großen Anhang verschafft hatte, so machte er die Gegend um die Stadt durchaus unsicher, that den Bürgern allen Schabernack an, und trieb mit seinen Gehülfen das Rauben und Plündern ärger als zuvor von der Schnabelburg. Die Nordhäuser blieben hierbei so lange als möglich ruhig, als aber kein Bürger ohne Lebensgefahr

aus den Thoren gehen konnte, da schickten sie aus, um sich Hülfe zu verschaffen. Aus Hessen und Lüneburg erhielten sie auch eine gute Anzahl Knechte, und als sie sich stark genug glaubten, zogen sie unter der Anführung ihres Stadthauptmanns, Andreas Beutler, aus, und verheerten in der goldenen Aue eine Menge Dörfer, die dem Hohensteiner gehörten. Einst holten sie das vor dem Städtchen Heringen weidende Vieh weg. Da stürmten die Feinde aus Heringen heraus, um es ihnen wieder abzujagen; allen die Nordhäuser wendeten sich, und nun kam's zu einem derben Handgemenge. Der Hauptmann Beutler machte darin einen jungen Grafen von Hohenstein zum Gefangenen. Er kannte ihn aber nicht, und als er wissen wollte, wer er wäre, so nannte sich dieser, Heinrich von Kelbra. Beutler ließ ihn daher wieder los, doch mußte er angeloben, sich auf einen bestimmten Tag in Nordhausen zu stellen, was aber nicht geschah. Fünf Jahre lang dauerten diese steten Fehden und Neckereien zwischen beiden Theilen fort. Da legten sich endlich die Markgrafen von Meißen ins Mittel, und bewirkten eine Aussöhnung. Der Friedenstraktat enthielt im Wesentlichen Folgendes.

Aller Streit solle hiermit geendigt seyn. Die Stadt Nordhausen solle den Grafen die noch rückständigen Kaufgelder für die Schnabelburg mit 1500 Mark löthigen Silbers entrichten. Die Schnabelburg solle den Vermittlern überantwortet werden, welche sie vollends einreißen lassen und darüber wachen würden, daß sie niemand wieder auf-

baue. Alle Gefangene sollten von beiden Seiten wieder freigegeben werden. Den Nordhäusern solle es von den Grafen nicht verwehrt werden können, zur Befestigung ihrer Stadt vorzunehmen, was ihnen beliebe, u. s. w.

Nun war Friede; die Schnabelburg verschwand, und nie ist sie wieder aufgebaut worden. Kurz war ihr Daseyn, kaum einige Jahre, Man weiß zwar die Zeit ihrer Erbauung nicht genau anzugeben, wahrscheinlich aber war sie kaum vollendet, als die Nordhäuser sie zerstörten. Jetzt ist keine Spur mehr davon zu finden, aber die Umsicht von ihrem Standorte nach Nordhausen hin in die goldene Aue, bis hinab zum Kyffhäuser, westwärts in das Eichsfeld, und nordwärts auf den Harz, gehört unter die schönern der Gegend.

* * *

Historische Nachrichten von der Stadt Nordhausen, 1740. Bangens Thüring. Chronik, 1599. Eckstrom Chronicon Walkenredense, 1617, und alte handschriftliche, aus Nordhausen mitgetheilte Nachrichten, sind benutzt worden.



56.

Krainberg
bei Vach.

Gern weil' ich bei euch, unsterbliche Trümmer der Vorzeit!
Wo der Gegenwart Spur dem staunenden Auge verschwindet,
Und der Vergangenheit Bild so lebhaft der Seele sich mahlt.

56.

Krainberg.

Im Fürstenthum Eisenach, da wo es mit dem Kurfürstenthume Hessen gränzt, erhebt sich ein waldbewachsener Berg. Dieser, in gleich kurzer Entfernung von den kleinen Landstädten Salzungen und Vach, trägt die Ueberbleibsel des ehemaligen Schlosses Krainberg.

Zwei Wege leiten hinauf. Von der östlichen Seite, dem darunter liegenden Dorfe Tiefenort, geht ein Fahrweg; von Westen, dem Dörfchen Kieselbach, schlängelt sich ein Fußpfad an dem steilen Berge hin, bis zu den Ruinen.

Eine reiche Aussicht beut sich pittoresk dem Auge des Wanderers dar. — Das breite Thal, wo die Werra bald sanft dahin gleitet, bald rasch sein Ende sucht, wird im Hintergrunde von den thüringischen Gebirgen begränzt. Majestätisch ragt der Inselsberg empor, und die alten Schlösser und Ruinen von Wartburg, Altenstein, Liebenstein und Waldenburg schmücken romantisch die Vorberge dieses Giganten. Westlich in einem weiten Kessel liegt

Bach mit seiner altgothischen Befestigung, und unter der Menge von Dörfern, die sich da herum lagern, glänzt im waldigen Einschnitte das Schloß Philippsthal mit seinen weißen Gebäuden hervor. In Süden schließen den Horizont die nackten Gipfel der Röhn, und nur die Fuldaischen Berge stehen wie Zuckerhüte aus der Fläche, und gewähren einen Blick in das offne Land. — In Norden verhindern Hessens Waldberge den Blick ins Innere von Westphalen.

Auf der Ebene des Berges liegen die Ueberbleibsel der Burg Krainberg. Ein breiter Graben, der so ganz verschüttet ist, daß keine Zugbrücke mehr nöthig ist, um hineinzukommen, umgiebt sie. — Von der dreifachen Mauer, die mit fünf Thürmen versehen war, wie eine Abbildung vom Jahre 1690, wo es noch bewohnt war, zeigt, hat nur die Eine sich erhalten. — Ein großes Thorportal, welches zugleich den Eingang eines Gebäudes ausmachte, und in das Hauptgebäude der Burg führte, steht in seinen untern Mauern noch, ist aber in Gesträuchen tief versteckt. Die Hauptfaçade zeigt eine dreistockige Höhe. Große gewölbte Fensterbogen, mit gothischen Karnießen und Säulen verziert, waren die untersten. Der erste Stock hat viereckige, die übrigen desgleichen; aber je höher hinauf, desto kleiner. Man hat etliche Stufen in die dicke Mauer gebrochen, um aus diesen Fenstern die erwähnte reitzende Aussicht zu genießen. Unter den Gebäuden trifft man noch einige hochgewölbte Keller an; von der ehemaligen Kapelle finden sich aber keine Spuren mehr.

Es mußte immer ein Geistlicher hier wohnen, wie man in Urkunden findet. Der Hofraum ist sehr groß, geebnet, und jetzt ohne allen Schutt. Dieses, bei einer Ruine seltene Ansehen, hat er dem Besuche des Großherzogs von Weimar, nebst der Gemahlin des Erbprinzen, welche vor einigen Jahren hier waren, zu danken. Es arbeiteten damals mehrere Tage hindurch einige hundert Bauern an der Reinigung des Hofes. — Ein ländliches Fest krönte diese Lustparthie.

Bei mehrmaligem Suchen in diesen Ruinen fand man in der Mauer ein Gerippe von einem Kinde. — Dies erinnert sehr lebhaft an die schreckliche abergläubische Meinung, daß wenn eine Burg erbauet wurde, man ein Kind rauben, oder von armen Eltern erkauft haben mußte, was alsdann lebendig eingemauert wurde, um diese Burg gegen Unfälle zu bewahren *). —

*) Auch in den Ruinen der Plesse bei Göttingen ist ein kleiner eingemauerter Kindersarg mit Knochen gefunden worden, wie dies im 1sten Bde S. 208. 2te Ausg. erzählt ist. Leider scheint der oben erwähnte, empörende, Glaube wirklich geherrscht zu haben, da die Todten der Familie des Burgherrn immer im Gewölbe der Burgkapelle, oder auf dem Burgkirchhofe, oder in der Kirche eines nahe liegenden Ortes beigesetzt wurden und kein Beispiel bekannt ist, wo eine solche Leiche in der Wand eines Burggebäudes mit eingemauert worden. Und wäre dies geschehen, so würde gewiß ein Denkstein die Stelle von außen bezeichnet haben.

F. G.

Den ehemaligen reichen und starkbegüterten Dynasten von Frankenstein gehörte dieses Schloß. Sigbode bekam es zu seinem Antheile, und nannte sich davon, wie es in einer Urkunde vom Jahre 1182 heißt: Sighodo comes de Crainbergk. Im Jahre 1241 starb diese Frankensteinsche Linie zu Krainberg aus. Da der letzte Besitzer die eine Hälfte an das Stift Hersfeld verpfändet hatte, so fiel nur die andere der Frankensteinschen Hauptlinie anheim. Es kam bald darauf zwischen beiden Theilen zu einer Fehde, indem jeder das Ganze gern besitzen wollte. Sie verglichen sich jedoch und errichteten im Jahre 1263 einen Burgfrieden. Es befanden sich auch einige Familien als Burgmänner auf dem Schlosse; z. B. Apel von der Tann, der sogar seinen Geschlechtsnamen wegließ, und sich blos de Krainberg schrieb.

Nach Erlöschung der edeln Herren von Frankenstein scheint das ganze Schloß und Amt an das Stift Hersfeld gefallen zu seyn. Durch Verpfändungen ging es aber nach und nach durch viele Hände. Hersfeld versetzte es im 14ten Jahrhundert an die Landgrafen von Thüringen. Diese verpfändeten es wieder an die Herren von Hopfgarten im Jahre 1436, diese an die Herren von Riedesel, diese an die Herren von Lügeln im Jahre 1468. Bald darauf lösten es die Riedesel im Jahre 1482 wieder ein. Die Herzoge Ernst und Albrecht von Sachsen fanden sich mit dieser Familie durch Vertauschung anderer Güther (1493) ab, und verkauften Schloß und Amt Krainberg an Ritter Hans Goldacker für 6000 Goldgulden. Im

nämlichen Jahre (1503) verkaufte es derselbe für gleichen Preis an Ludwig I. von Boyneburg, Landhofmeister Landgraf Philipps von Hessen.

Im Jahre 1539 verkaufte es dieser an den Grafen Adam von Beichlingen, k. k. Kammerrichter in Speier, der wegen vieler Schulden seine ansehnlichsten Besitzungen verkaufen mußte, aus seinem Schiffbruche aber noch so viel rettete, um Krainberg durch Vorsprache Kurfürst Friedrichs von Sachsen mit dem Beding an sich bringen zu können, daß, wenn er oder sein Nachfolger ohne männliche Erben stürbe, die Boyneburgsche Familie für den nämlichen Kaufschilling es wieder erhalten könnte. Es blieben auch noch 1500 Gulden darauf stehen, worüber die Grafen die Dörfer Dorndorf und Kieselbach verpfändeten. Mit diesem Kapital und mit den Zinsen dotirte Ludwig I. sein neugestiftetes Armenhospital in Lengsfeld.

Bartholomäus Graf von Beichlingen war der Letzte seines Geschlechts (1568), und die Herzoge Friedrich Wilhelm und Johann Casimir von Sachsen zogen es nach seinem Tode als ein Lehn widerrechtlich ein, ohne auf die Ansprüche der Boyneburgschen Familie Rücksicht zu nehmen. Die kriegerischen Unruhen, die in diesem und in dem folgenden Jahrhunderte Deutschland zerrütteten, machten, daß alle Bemühungen dieser Familie, es wieder zu erlangen, fruchtlos blieben.

Bei der Theilung der Länder der Herzoge von Sachsen (1641) fiel die Herrschaft Krainberg dem Herzoge Albrecht von Eisenach zu, und nach dessen Absterben dem

Herzoge von Gotha (1645). Durch einen Vergleich kam sie an den Herzog von Weimar, welcher sie als ein Amt noch jetzt besitzt.

Das Schloß wurde von dem jedesmaligen Beamten bewohnt, bis man zum Anfang des vorigen Jahrhunderts die Wohnung nach Tiefenort verlegte, und es dem nagenden Zahne der Zeit zum Zerstören überließ.

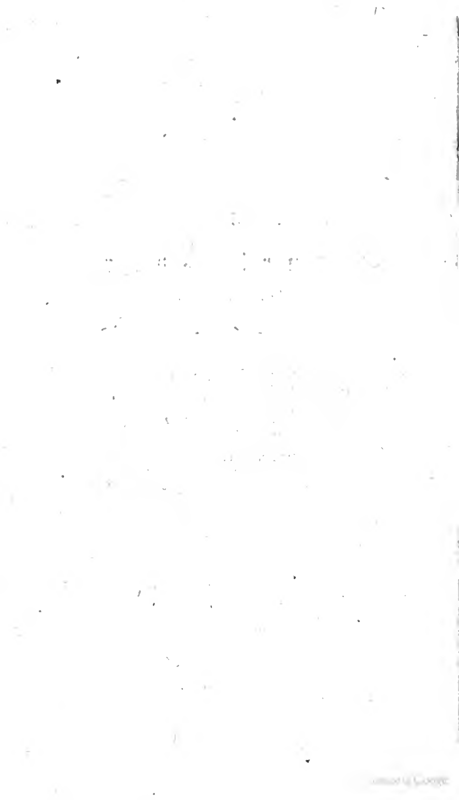
Freiherr von Boyneburg.

57.

Heinrichsburg
im Harze.

Um die alten Trümmer wanken
Epheuranken,
Junges Leben windet Kränze,
Gaukelt in den Lüften Tänze
Um den trüben Tod.

G. A. F. Goldmann.



57.

Heinrichsburg.

Mehrere Burgruinen dieses Namens giebt es in Deutschland. Die, welche ich hier vorführe, liegt auf dem Harze, im Herzogthume Anhalt-Bernburg, zwischen den beiden Städtchen Gernrode und Harzgerode.

Der Berg, auf welchem sie liegt, ist zwar nicht besonders hoch, aber von drei Seiten sehr steil. Der Ruinen sind wenige. Ein Thurmfragment und sonst einige Reste von Gebäuden und von der Außenmauer, das ist alles. Von großem Umfange kann auch die Heinrichsburg nicht gewesen seyn — das ließ schon die kleine Oberfläche des Berges nicht zu. Der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg († 1796) liebte dies Plätzchen. Er ließ im Jahre 1784 neben den Ruinen ein kleines einfaches Jagdhaus erbauen, in dem er manche Stunde seines Lebens zubrachte, das aber jetzt auch verfällt und bald glauben lassen wird, daß es ein Theil der Burgruine sey.

Dicht dabei ließ er auch ein Gärtchen einrichten. Bei der Gelegenheit fand man eine Menge Sporen, Fußangeln, große steinerne Kugeln und Spieße. Besonders merkwürdig war es, daß sehr viele Hufeisen auf einer Stelle beisammen lagen, worin noch alle Nägel staken. Es waren lauter kleine Hufeisen, wie von Duisburger Pferden. Wahrscheinlich stand hier ein Stallgebäude, das bei der Zerstörung der Burg in Feuer aufging, zusammenstürzte, und die Pferde verschüttete. Der viele Brandschutt, den man mit ausgrub, spricht für diese Meinung. Ein Brunnen ist da gewesen, aber viel früher schon zugeworfen worden, weil so oft Wild hineinfiel.

Die ringsum liegenden, mit Holz bedeckten Berge lassen es zwar nicht zu, in die Ferne zu sehen, aber die dicht daran hin laufende Chaussee bietet immer Bilder der Unterhaltung dar, so wie die kaum zehn Minuten davon entfernten Eisenhüttenwerke zum Mägdesprung ihr, in der Ferne angenehmes, Getöse bis hierher verbreiten.

Die Zeit der Entstehung der Heinrichsburg ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Es scheint aber, als ob diese kleine Burg vom Anfange an eine Besitzung der Fürsten zu Anhalt gewesen sey; denn Fürst Otto gab sie an die benachbarten Grafen zu Stolberg, im Jahre 1377, zu Lehn. Diese übten aber, nach damaligem Brauch, vielerlei ritterlichen Unfug von hier aus, plünderten die Vorüberziehenden und beraubten die Umgegend. Da thaten

sich mehrere Nachbarn, als: die Grafen von Hohnstein, die Nordhäuser, die Mühlhäuser und andere mehr zusammen und zerstörten Heinrichsburg. Wann dies geschah, weiß man nicht genau, so wie auch von einer Wiederaufbauung der Burg nichts bekannt ist, daher sie wahrscheinlich seit jener Zerstörung in Trümmern liegt. In ihrem Besitze scheinen aber die Stolberger geblieben zu seyn, denn sie verpfändeten sie im Jahre 1576, worauf sie späterhin wieder in Anhalt'sche Hände kam und Eigenthum der Bernburgschen Linie blieb. Vermöge Rezessen wird sie aber, wenn diese aussterben sollte, an Stolberg zurückfallen.

Gegen Heinrichsburg über liegt ein Berg, die Schanze genannt. Wenn er diese Benennung nicht zufällig erhalten hat, so möchte es fast scheinen, als wäre späterhin, nach der Erfindung des Schießpulvers, die Heinrichsburg nochmals belagert und von jener Schanze her beschossen worden; allein der getreue und umständliche Anhaltische Chronist, Becmann, sagt kein Wort davon, und es ist daher wahrscheinlicher, daß jener Berg in gar keiner historischen Beziehung auf Heinrichsburg, diesen Namen führt.

Vor einigen Jahren wurden bequeme Fußwege nach allen Theilen der Ruinen hingeführt, und wo man sich früher durch Dornen und Gestrippe zu ihnen hindurch arbeiten mußte, wandelt man jetzt ganz bequem, und kann

auch auf Bänken ruhen. Von den Badegästen aus dem nahen Alexisbade, wird sie seitdem fleißig besucht.

* * *

Aus Becmanns Anhaltscher Chronik, aus mündlichen Nachrichten und eigner Bekanntschaft mit dem Lokal, sind diese wenigen Nachrichten entstanden. Eine Abbildung von Heinrichsburg giebt es nicht.

---

58. 59.

Eberſteinburg und Neueberſtein
im Badenſchen.

Zwiſchen dem Neuen, zwiſchen dem Alten
Wandeln der Tage und Stunden Geſtalten,
Schwinden die Träume des Lebens dahin.
Blumen verblühn,
Sonnen verglühn,
Und in dem wirbelnden Wechſel der Zeit
Wandeln die Dinge ihr farbiges Kleid.

Horſtig.

58. 59.

Eberſteinburg und Neueberſtein.

Im Großherzogthume Baden giebt es in geringer Entfernung von einander zwei Burgen, die ich wegen der Aehnlichkeit ihrer Namen und wegen ihrer geſchichtlichen Verwandtſchaft hier vereinigt vorführe. Die eine heißt Eberſteinburg, die andere Eberſtein auch Neueberſtein.

Eberſteinburg

liegt über dem Dorfe gleiches Namens, eine Stunde von Baden entfernt. Wie ein Adlerneſt hängt dieſe hohe anſehnliche Ruine, die mit Cyklopenmauern erbaut iſt, an einer Felsklippe. Nicht ohne Gefahr erklettert man den hohen Thurm, von welchem verwitterte Bäume, untermiſcht mit grünen Sträuchen, das Schickſal aller Dinge ſymboliſch darſtellen.

Staunen erfüllt die Bruſt, wenn man von dieſer Höhe über die weite fruchtbare Ebene hin, die Sonne hinter den Vogeſen ſinken ſieht, während der mächtige Rhein ſeine Fluthen dem Golddufft der Ferne entgegen-

wälzt. Links stechen aus der romantischen Ebene die ansehnlichen Gebäude des vormaligen Klosters Schwarzach und der sonstigen Festung Fort-Louis hervor. Vorwärts nähert sich Rastadt, mehr noch das Lustschloß Favorite, unter Baumgruppen niedlich versteckt. Weiter hin erblickt man Karlsruhe, den Dom von Speier, Manheim, den Königsstuhl bei Heidelberg, den hohen Melibocus zwischen Heppenheim und Darmstadt, und rechts, gegen Kuppenheim hin, öffnet sich das herrliche Thal der Murg.

Nahe dem Eingange in die Burg ist eine schöne Stelle von Gebüsch umwachsen, und so recht gemacht zum Ausruhen und zur Erquickung. Häufig finden sich hier Badegäste aus Baden ein, für die sie eine der schönsten Parthieen in der Nachbarschaft ist.

Der Boden des Hügels, auf welchem die Burg erbauet ist, besteht, wie die meisten umliegenden Berge, aus Granit-Breccia, woraus auch die Burg größtentheils aufgeführt ist, die sich aber jetzt ihrem Untergange sehr nähert.

Ebersteinburg, auch Alt-Eberstein, war vermuthlich der älteste Wohnsitz der Grafen von Eberstein. Das Jahr seiner Erbauung ist nicht bekannt, aber schon in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts soll es, wie Crusius in seiner schwäbischen Chronik meldet, eine starke Veste gewesen seyn. Markgraf Rudolph I. von Baden, vermählt mit einer von Eberstein, erwarb im Jahr 1283 durch Vergleich mit seinem Schwager, Otto dem jüngern, Herrn zu Eberstein, den Theil der Burg, den ein Graf Simon

von Zweibrücken in Besitz gehabt hatte. Außerdem brachte er noch durch Kauf, für 375 Mark Silber, den vierten Theil derselben, welchen Otto von seinem Vater geerbt hatte, an sich. Nach Otto's Tode fiel dann der übrige Theil auch an Baden, seit welcher Zeit es bei diesem Hause geblieben ist.

Im Jahr 1356 oder 1357 zerstörte Graf Eberhard von Württemberg die Burg Eberstein, die jedoch nachher wieder aufgebaut wurde. Aus dieser Fehde entstand der berüchtigte Schlägelkrieg, in welchem sich ein großer Theil des schwäbischen Adels zur Ebersteinschen Fahne schlug. Die spätern Schicksale der Burg sind nicht bekannt, wenigstens nicht bedeutend. Der Speiersche Chronikenschreiber Lehmann, so wie der schon erwähnte Crusius, erzählen zwar noch von einer Belagerung, die früherhin im Jahr 938 vom Kaiser Otto I. unternommen worden sey, aber man kann mit Recht daran zweifeln. Bei der Gelegenheit theilen Beide ein unterhaltendes Histörchen mit, das ich hier nicht unerwähnt lassen darf, ob es gleich bei näherer Prüfung keine Farbe hält.

Nachdem nemlich Kaiser Otto die Stadt Strasburg belagert und erobert hatte, zog er auch vor die Burg Eberstein, um mit ihr eben so zu verfahren, weil man ihm gesagt hatte, die Ebersteiner hätten Strasburg beigestanden. Die Burg war aber fest, und Otto lag drittehalb Jahre vergebens davor. Als man nun schon ganz daran verzweifelte, sie zu nehmen, kam einer aus Otto's Gefolge auf den Gedanken, durch List zu bewirken, was mit Ge-

walt nicht gelingen wollte. Er schlug dem Kaiser vor, einen feierlichen Hof und Turnier, wozu jedermann ungehindert kommen dürfe, gen Speier auszuschreiben. Die Grafen von Eberstein würden sich, als wackere Kämpfer, gewiß auch einfinden, und dann könne man, in ihrer Abwesenheit, nochmals einen tapfern Sturm wagen, der vielleicht besser als die bisherigen glücke. Otto fand den Vorschlag nicht übel, und ließ ihn ausführen. Die Kunde von dem angesetzten Feste verbreitete sich bald, und auch die Ebersteiner hörten davon. Immer gut kampflustig gesinnt, beschlossen sie daran Theil zu nehmen, sorgten aber wohlbedächtig dafür, daß während ihrer Abwesenheit in ihrer Burg Alles gut verwahrt und vertheidigt blieb. Als nun der Kaiser mit einem großen glänzenden Gefolge von Fürsten, Herren und Edeln, in Speier eingezogen war, fanden sich auch die drei Gebrüder, Grafen von Eberstein, ein. Otto war höchst erfreut, daß die Herren so gut in die Falle gingen. Seinen Ingrimm auf sie barg er hinter höflicher Freundlichkeit, und ließ ihnen alle Ehre widerfahren. Als am Abend des ersten Tages in seinem Hoflager getanzt wurde, befahl er ausdrücklich, daß einer der Grafen den ersten Tanz mit einem vornehmen Frauenzimmer thun mußte. Man mochte indessen das hinterlistige Projekt wider die Grafen nicht geheim genug gehalten haben, denn eine der edeln Jungfrauen des Hofes wußte darum. Ihr war weniger daran gelegen, daß es glücklich ausgeführt wurde, als daran, daß sie sich die Zuneigung des schönen jungen Grafen erwarb, für den sie leiden-

schaftlich entbrannt war. Als sie sich daher mit ihm eben im Ringeltanz drehte, flüsterte sie ihm leise zu, was man wider sie vorhabe. Die Brüder traten darauf sogleich zusammen, beratheten sich, was zu thun sey, und beschlossen, sofort den Tanz zu verlassen und sich eiligst nach Hause zu begeben. Damit dies aber nicht auffallen möchte, machten sie zuvor bekannt, daß sie für den künftigen Tag 100 Goldgülden aussetzen wollten, um die sie mit jedem, dem's beliebe, turnieren würden, legten auch sogleich diese Summe bei dem Frauenzimmer als den Dankgeberinnen nieder. Hierauf verließen sie den Saal, eilten noch in der Nacht zur Stadt hinaus, über den Rhein, und sprengten auf unbemerkten Wegen ihrer Burg zu.

Richtig fanden sie Alles so, wie es die edle Jungfrau ihnen verrathen hatte. Denn, kaum waren sie am frühen Morgen angelangt, als die Feinde einen solchen heftigen Sturm begannen, als zuvor noch nicht unternommen war. Doch, die Gegenwart der Grafen schlug ihn wacker zurück, und der Feinde wurden viele gemetzelt.

Als des andern Tages die Ebersteiner nicht wiederkamen, und die traurige Botschaft vom obersten Feldherrn des kaiserlichen Heeres einging, daß der Sturm abermals mißlungen, da merkte Otto wohl, daß der geheime Anschlag verrathen seyn müsse, und er nun der Ueberlistete sey. Müde der Fehde, beschloß er, den Grafen die Hand zum Frieden zu reichen. Zu dem Ende sandte er drei Ritter an sie ab, ihre Gesinnungen zu erforschen. Die Ebersteiner führten diese Herren überall in

ihrer Burg herum, zeigten ihnen ihre großen Vorräthe, ließen ihnen im Weinkeller rothen und weißen Wein zapfen, und im Kornhause große Haufen Früchte und Mehl sehen. Das war aber alles Blendwerk, denn die Fässer waren in zwei Fächer abgetheilt, wovon immer nur eins Wein enthielt, und unter der Frucht lag altes Tuch, Spreu und Hülsen. Die Wirkung davon war die erwünschteste. Als die Gesandten zurückkamen, sagten sie dem Kaiser, diese Burg sey so stark mit allen Lebensmitteln versehen, daß man sie wohl noch einmal drittehalb Jahre lang, vergebens würde belagern können. Die Grafen hätten auch eben keine Neigung zum Frieden gezeigt, daher sie ihm rathen wollten, ernstlich darauf zu denken, wie er ihnen solchen auf eine schickliche Art anbieten könne. Es wären doch mächtige Herren und tapfere Kriegsmänner, deren Freundschaft ihm wohl noch oft von großem Nutzen seyn könne.

Dem Kaiser wollte das Anfangs nicht in den Kopf, daß er den Grafen den Frieden so gleichsam antragen sollte; allein es mußte doch geschehen, wenn er mit Ehren die Belagerung von Ebersteinburg aufheben wollte. Da gab man ihm endlich das gute Auskunftsmittel an die Hand, seine Schwester Hedwig, dem jüngsten Grafen Eberhard zur Gemahlin zu geben. Otto ergriff das augenblicklich, und Hedwig mußte wohl einwilligen; denn Prinzessinnen waren damals schon, wie noch jetzt, Opfer auf dem Altar der Politik. Eine förmliche Gesandtschaft ging deshalb an die Grafen ab, und diese nahmen ein so ehren-

volles Erbieten an. Der Friede wurde geschlossen, und die kaiserliche Prinzessin Hedwig wurde Gräfin von Eberstein.

Lange Zeit hernach schickte der Kaiser diesen seinen Schwager nach Rom an den Papst. Da es sich nun gerade so traf, daß er am Sonntage Lätare (dem Rosensonntage) da war, wo der Papst in der Prozession eine Rose trug, so hatte er das Glück, diese in einem weißen Tuche verehrt zu bekommen, nemlich eine rothe Rose mit einem blauen Saphir in der Mitte. Dieser Umstand veranlaßte hernach den Kaiser, dem Grafen in sein Wappen eine rothe Rose auf weißem Felde, mit einem Saphir in der Mitte, zu geben. Vorher hatten die Ebersteiner ein wildes Schwein im goldnen Felde über einem grünen Felsen im Wappen.

So weit die Chronikenschreiber, Crusius und Lehmann. Wenn auch, wie bereits erwähnt, mit Recht an der Echtheit ihrer Erzählungen gezweifelt wird, so bleibt es doch gewiß, daß die Ebersteiner in früherer Zeit reiche und mächtige Grafen des Osgaues waren, wie aus ihren vielen Vergabungen an umliegende Klöster erhellt. Auch stifteten sie die Klöster Herrnalb und Fraunalb im Jahre 1148. Die Bestätigungsurkunden sind von vielen Edlen, welche Ebersteinsche Vasallen waren, als Zeugen unterschrieben. Im Jahre 1660 erlosch ihr Geschlecht.

Die zweite Burg des Ebersteinschen Geschlechts,

Eberstein oder Neueberstein,

liegt auch im Großherzogthume Baden, und zwar in dem reitzenden romantischen und mit den erhabensten Naturscenen überfüllten Murgthale.

Wer das südliche Deutschland durchreist, versäume doch ja nicht, dieses Thal zu sehen, denn es giebt eine recht anschauliche Idee von den, freilich in noch erhabenerm Style geformten, Thälern der Schweitz, oder, wie sich ein Schweitzer irgendwo einmal darüber äußerte: es ist die Vorrede zur Schweitz.

Eine Schilderung seiner Schönheiten gehört nicht hierher. Auch giebt es bereits umständliche Beschreibungen davon *). Ich hebe von seinem mannigfachen Ornate nur die Burg Eberstein für uns heraus, welche die schönste Perle in diesem Kranze ist, den Natur und Kunst dem Badener Lande flocht.

Die Burg Eberstein, auch Neueberstein, liegt auf einem hohen Berge dieses Thales an der linken Seite der Murg, welche das Thal durchbrauset. Von der Stadt Baden ist sie zwei gute Stunden entfernt. Wenn man von da hinfährt, so läßt man den Wagen eine Viertelstunde oberhalb Gernsbach stehen, und steigt hier einen bequemen und breiten Fußsteig, auf welchem oft freundliche Ruheplätze dem Wanderer zur Erholung sich darbieten, im Zickzack den Burgberg hinan. An diesem Berge

*) Das Murgthal, von Primavesi, mit Kupfern.

sieht man den sogenannten Grafen- oder Rittersprung, einen jähen Berghang, oder vielmehr eine Felsenwand, etwa 6- bis 700 Fuß tief, bis an die Murg hinab. Die Geschichte dieses Sprungs wird verschieden erzählt.

Nach Einigen hatte einst der Feind, während ein Graf von Eberstein auf der Jagd war, den Eingang der Burg besetzt. Er gedachte dem Grafen, wenn er zurückkäme, den Rückweg abzuschneiden und ihn gefangen zu nehmen. Schon glaubte er, als bei der Rückkehr der Graf in die Falle ging, daß er ihm nicht mehr entrinnen könne. Aber kaum hatte der Graf die List und Gefahr bemerkt, so ritt oder sprengte er die steile Felsenwand hinab, rettete sich dadurch, brachte eiligst bewehrte Mannschaft zusammen, und entsetzte seine Burg.

Nach Andern hatte ein Waghals gewettet, daß er diesen Burghang hinauf reiten werde. Zweimal gelang es ihm, die Höhe zu erreichen; beim dritten Male stürzte er, und brach den Hals.

Oben vor der Veste ruht man bequem unter einer großen Linde. Von der Terrasse, welche diese Linde beschattet, genießt man der herrlichsten Aussicht in den obern Theil des Murgthals. Nahe an dem Schlosse, auf dem englischen Wege, ward vor einiger Zeit der sogenannte Wachtelbrunnen wieder entdeckt, welcher ganz in Felsen gehauen ist, und sehr gutes Wasser liefert. Im Jahre 1805 ward er hergestellt, und seitdem ist er wieder benutzbar.

Ueber dem äußern Schlußthore sieht man noch in Stein gehauen und unversehrt, das Wappen der alten

Grafen von Eberstein: eine Rose im silbernen Felde, und einen Eber auf grünem Boden in goldenem Felde. Dann sieht man durch den Vor- und Innerhof auf die ganz im Geiste der Ritterzeit restaurirte Burg, den freundlichen Sitz ländlicher Ruhe und weiser Zufriedenheit.

Aus den Sälen und Zimmern der Burg, vorzüglich aber von der Gallerie des gothischen Thurmes, hat man eine köstliche und weite Aussicht. Man sieht auf das vor dem Schauenden ausgebreitete, allmählig enger werdende Murgthal von der einen, und auf das fruchtbare, weit ausgedehnte Rheinthal von der andern Seite. Einzig in seiner Art ist dieser Blick, der nur von dem dunkeln Hochgebirge des Schwarzwaldes nach jener Seite hin, und von den blauen Vogesen jenseits begränzt wird. Tief unten liegt Gernsbach an der brausenden Murg. Aufwärts erheben sich zwei Gebirgsreihen in den abwechselndsten und kühnsten Gestalten, und drei schöne Dörfer reihen sich an der Windung des Flusses hin. Am hohen Granitufer liegt Langenbrand, und von der waldigen Berghöhe blickt das einsame Bermersbach herab. — Ein Stück Himmel ist's, möchte man bei dem Anblicke dieser herrlichen, kühnen und doch so friedlichen Natur ausrufen, welches auf die Erde niederfiel.

Die Burg Neueberstein war noch vor wenigen Jahren eine öde Ruine, aber jetzt blüht ein englischer Garten um sie auf; denn der Markgraf Friedrich von Baden, ein Mann, der für Natur und Kunst gleich hohes Gefühl besaß, stellte sie im Jahre 1798 zum Theil wieder her,

und richtete sie sich zur Sommerwohnung ein. Aber die Kunst verbirgt sich hier bescheiden hinter der Natur, und die ganze Anlage zeugt von einem Geiste, der ihre Sprache versteht.

Von drei Seiten hat die Natur durch sehr hohe und steile Felsenwände diese Burg zu einer der stärksten und sichersten Vesten gemacht. Von der vierten Seite deckt, gegen den nahe gelegenen höhern Berg, eine kolossalische Mauer, die vor den Innerhof gesetzt ist, das ganze Schloß. Sie ist 10 bis 12 Fuß dick, und jetzt noch 50 bis 60 Fuß hoch.

Der erste aus dem berühmten Geschlechte der Grafen von Eberstein, dessen Namen man mit diplomatischer Gewißheit kennt, hieß Berthold, und lebte um das Jahr 1120. Seines Enkels, Eberhards des ältern, Söhne, Eberhard der jüngere und Otto der ältere, stifteten zwei Linien. Dies hat wahrscheinlich Veranlassung gegeben, noch eine zweite oder neue Bergveste zu erbauen. Schon im Jahre 1272 datirte Graf Otto eine Urkunde von dem neuen Schloß Eberstein, und 1283 wird in einer Urkunde des alten Ebersteins erwähnt.

Im 13ten Jahrhunderte war also die Burg Neueberstein schon erbaut. In Urkunden von 1348 und 1351 schrieben sich die Besitzer derselben, Herren zu dem neuen Eberstein. 1354 besaßen vier Brüder, Grafen von Eberstein, die Burg Neueberstein gemeinschaftlich. Einer derselben, Heinrich, überließ in demselben Jahre dem Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg „die Oeffnung „in seinem vierten Theil der neuen Burg Eberstein."

1387 verkaufte Graf Wolf von dem neuen Eberstein, die „halbe Burg an der Vesten Newen Eberstein," nebst seinem Theile an der Grafschaft Eberstein, dem Markgrafen Rudolph VII. von Baden. Markgraf Jakob I. bestimmte 1453 in seinem Testamente das Schloß Neueberstein (seinen Antheil) seinem Sohne Bernhard, und Alteberstein seinem Sohne Karl. 1505 gab Markgraf Christoph I. seinen halben Theil an dem Schlosse Neueberstein dem Grafen Bernhard von Eberstein zu Lehn.

Im Jahre 1660 erlosch der Mannsstamm der Grafen von Eberstein mit dem Grafen Kasimir. Nun fiel das Schloß an das Haus Baden. Diese Grafen von Eberstein in Schwaben, unterschieden von den Grafen Eberstein in Sachsen, hatten Alt- und Neueberstein zu Stammhäusern, waren sehr begütert, und hatten Gernsbach als Hauptstadt.

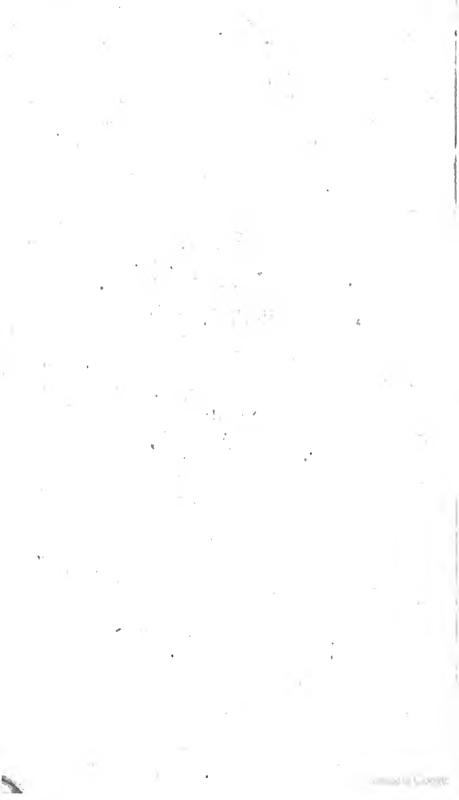
* * *

Von Ebersteinburg giebt es zwei radirte Ansichten von Schaffroth, wovon die aus dem J. 1806 ein großes Quartblatt ist. Von Neuebersteinburg hat Haldenwang 1807 zwei vortrefflich gearbeitete Blätter in Aquatinta geliefert, welche reitzende Ansichten der Burg von der Nord- und Südseite zeigen. Auch in dem Werke: das Murgthal, von Primavesi, Heidelb. 1807. Querfolio, sieht man es auf zwei der Kupferplatten, doch nur im Hintergrunde. — Zu vorstehenden Nachrichten lieferten den Stoff: Crusius und Lehmann in ihren oben erwähnten schwäbischen und speierschen Chroniken, Klüber in seiner Beschreib. von Baden, Tübing. 1810, u. Schreiber in der seinigen, Heidelb. 1811.

60.

Hirschstein
bei Meißen.

Ja, ich fühle hier dein Wehen,
Heilige Vergangenheit!
Um mich schweben ungesehen
Geister aus der Heldenzeit.



60.

Hirschstein.

Hirschstein liegt, überaus schön und malerisch, auf einem freistehenden Felsen an der Elbe, zwei Stunden von Meißen. Die Aussicht davon ist reitzend und ausgebreitet. Von der Veste Königstein bis nach Torgau, vom Kulmberge bis zu dem Kaulenberge bei Königsbrück, schweift der Blick, den in der Nähe die lachenden Ufer der Elbe entzücken. Sie hat aber auch noch ein historisches Interesse, diese Aussicht, wodurch sie einzig in ihrer Art wird. Man sieht nemlich auf einen großen Theil des Schauplatzes, wo der siebenjährige Krieg geführt wurde, und wo Scenen vorfielen, die in der deutschen Geschichte stets denkwürdig bleiben werden. In der Gegend des Königsteins war es, wo die sächsische Armee in preußische Gefangenschaft fiel; bei Maxen geschah der bekannte Finkenfang; bei Kesselsdorf war die Schlacht, auf welche der Dresdener Friede folgte; bei den Anhöhen von Siptitz, das schreckliche Gemetzel der Oesterreicher und Preußen 1760, und am Fuße des Kulmberges endlich liegt Hubertsburg, wo dem langen Kampfe ein Ende gemacht wurde.

O, von wie vielen tausend Erschlagenen modern auf der Fläche, die man hier übersieht, die Gebeine! Wie wurde die deutsche Erde hier mit deutschem Blute getränkt! Wie schrecklich loderte sie, die Flamme des Kriegs, und machte die herrliche Landschaft zur scheußlichen Wüste! Aber die ewig heilende Natur heilte auch diese Wunden. Die Narben sind verwischt, die Felder prangen mit reichen Saaten, und keine Spur von jenen schrecklichen Tagen ist mehr sichtbar.

Wer Hirschstein hier aufthürmte, weiß man nicht gewiß, wahrscheinlich that es aber Kaiser Heinrich I. oder einer seiner Feldherren. Als er die Daleminzier unterjocht hatte, legte er auf den zur Beherrschung der Elbe so vortheilhaft gelegenen Gebirgen am linken Ufer, mehrere feste Plätze an, welche eine Defensionslinie gegen dieses Volk seyn sollten. Hirschstein, Zehren, Meißen, Siebeneichen, Scharfenberg, Niederwartha und Priesnitz, waren die Hauptpunkte derselben.

Nach einer Urkunde vom Jahre 1262 gehörte Hirschstein damals einem Ritter Wigand von Hirschstein. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts bekamen es die Ritter von Carlowitz.

Der Markgraf Friedrich von Meißen, mit dem Beinamen der Stammelnde, hielt sich der Jagd wegen oft hier auf, und starb auch hier im Jahre 1291 eines unnatürlichen Todes. Er hatte einst den Bischof Witigo I. von Meißen, aus der Familie Kamenz, in einer Fehde besiegt, was ihm der geistliche Herr nicht verzeihen konnte.

Als

Als Friedrich nun auch einmal von der Jagd etwas erhitzt zurückkam, ließ ihm der Bischof zur Erfrischung Kirschen reichen. Friedrich aß ohne Argwohn, verfiel aber bald darauf in heftige Zuckungen, und starb, denn — die Kirschen waren vergiftet. Ob dem Pfaffen diese schändliche That ungeahndet hinging, verschweigt die Geschichte. Auch ist es nicht bekannt, in welchen Verhältnissen zu der Zeit die Burg Hirschstein sowohl zu Friedrich als zu dem Bischof stand, ob sie dem Einen oder dem Andern gehörte. Späterhin haben sie die von Felgenhauer inne gehabt, von welchen sie im Jahre 1722 an die gräflich Loß'sche Familie kam, deren Eigenthum sie noch ist. Sie ist noch völlig bewohnbar und im besten Zustande.

* * *

Von Hirschstein giebt es eine illuminirte große Ansicht, von Ehrlich gezeichnet und Wizani d. j. in Dresden gestochen. Bei Rittner daselbst kostet sie 4 Rthlr.

Von unbekannter Hand sind mir die Data zu vorstehenden Nachrichten mitgetheilt worden.

61.

Neufels

im Hohenlohe'schen.

Verbrannt sind Thüren und Thore,
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich wie ich nur will.

J. W. v. Göthe.

61.

Neufels.

Diese zerstörte Bergveste verdient vor mancher andern, in dem Fürstenthume Hohenlohe gelegenen, einige Aufmerksamkeit, indem sie im Mittelalter als Raubnest in der Gegend vorzüglich berüchtigt war.

Sie liegt 4 Stunden von Hall in Schwaben und 3 von Oehringen, auf der südlichen Seite eines hohen vorspringenden Berges, den das Flüßchen Kupfer bespült, welches von Südost nach Nordwest, durch ein sehr enges, von hohen Bergen eingeschlossenes, Thal fließt. Einen Raum von ungefähr 18 bis 20 Quadratruthen nehmen die Ruinen ein, die ein breiter tiefer Graben, von der Seite des Weilers oder Viehhofs Neufels her, umgiebt. Aus den chaotisch durcheinander liegenden und stehenden Mauern, die an manchen Stellen noch über 16 Fuß hoch, und ganz mit wildem Gesträuch bewachsen sind, kann man sich kein Bild mehr von der ehemaligen Form der Burg machen. Nicht weit von dem jetzigen Eingange, der am westlichen Ende des Burggrabens über einen Theil der ab-

gebrochenen Grundmauer führt (von dem eigentlichen Eingange in die Burg ist keine Spur mehr vorhanden), entdeckt man die Oeffnung eines gewölbten Ganges, der unter dem Winkel von 40 Graden in die Tiefe führt. Seine Wände bestehen aus sehr festem Mauerwerk, und zwei Mann neben einander könnten sehr bequem hineingehen, wenn er nicht zum größten Theil verschüttet wäre. Einer Sage zufolge soll dies der Anfang eines unterirdischen Ganges seyn, der von der Burg aus ins Freie führte, und durch welchen einst die Belagerten entflohen seyn sollen. Nicht fern davon ist zwischen umgestürzten Mauern ein kleines Gemüsegärtchen angelegt, welches auf einem tiefen Gewölbe; nach Andern auf dem Schloßbrunnen, ruhen soll. Diese Sage schreibt sich daher: Einer der vorigen Besitzer dieser Burg wollte dies Gärtchen erweitern, und hob unter andern einen großen viereckigen Stein auf. Da er unter ihm eine Oeffnung erblickte, und kleine Steine, die er hineinwarf, nicht fallen hörte, so überfiel ihn ein panischer Schrecken, und aus Furcht, sein Leben zu verlieren, ließ er den großen Stein auf seiner alten Stelle, und bedeckte ihn mit Erde. Auf der äußern, nordöstlichen Seite der Burgmauer, innerhalb des Grabens, sieht man ein Luftloch, nach Art einer langen und schmalen Schießscharte, welches ohne Zweifel zu diesem Gewölbe führt.

Die Mauern der Burg, die wenigstens 3 Fuß Dicke haben, verschwinden immer mehr, weil die Bewohner des Weilers Neufels die Steine zu mancherlei Bedarf weg-

holen. Jenseits der Burg läuft der Berg noch eine ziemliche Strecke, von Osten nach Westen, zungenförmig vorwärts. Auf seinem Rücken, der 4 bis 4½ große Morgen enthalten mag, liegt dieser Weiler. Früherhin stand ein Städtchen da, welches nach damaliger Kunst sehr fest gewesen seyn muß, denn man sieht jetzt noch, ungefähr 30 Schritte vor der Burg, einen tiefen und gegen 16 Schritt breiten Graben, über welchen eine steinerne Brücke führt, und der den Burgberg gleichsam abschneidet. Noch ungefähr 40 Schritte über diesen Graben weiter hinaus, stößt man abermals auf einen Graben, der zwar länger, aber bei weitem nicht so breit und tief wie der erstere ist. Zwischen beiden liegt der Viehhof, der sonst zum Schlosse gehörte. Ueberall findet man noch Spuren von der ehemaligen Stadtmauer.

In diesem Städtchen sollen, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, unter andern acht Krämer gewohnt haben, die mit Salz und selbst gemachten Holzwaaren in dem Lande herum handelten, und dabei ausspionirten, wo ein Fang zu machen war.

Von keiner Seite des Burgberges hat man in der Ferne eine große Aussicht, weil die gegenüber liegenden Berge höher, und ihm zu nahe sind. Dafür ist aber die Aussicht in das enge und tiefe Thal überraschend und entzückend schön. Vorzüglich malerisch ist sie, wenn man seinen Standpunkt hinter dem untersten Hause des Weilers nimmt.

Wer zuerst den Gedanken hatte, sich hier anzusiedeln, oder wie alt überhaupt die Burg mit dem ehemaligen Städtchen ist, weiß man nicht. So viel erhellt indessen aus Urkunden, daß schon zu Anfange des 14ten Jahrhunderts mehrere, sonst begüterte Familien aus dem niedern Adel, nicht nur Antheil daran hatten, sondern bisweilen auch mit Weib und Kind daselbst wohnten, ohne Zweifel, um in Gemeinschaft und mit desto größerer Sicherheit ihr sauberes Handwerk treiben zu können.

Zu jener Zeit lag Neufels in einer sehr wilden Gegend, mitten in einem großen Walde, und entfernt von allen Landstraßen, also sehr bequem, um im Hinterhalte zu lauern und den gemachten Raub ungesehen und ungestört fortschaffen zu können.

Im Jahre 1303 lebte hier Rudolph, genannt der Mergentheimer, mit seiner Frau Mechthilde und ihrem Sohne Heinrich. 1335 versicherten Rabeno und Schrott von Neuenstein dem Erzbischof von Mainz die Oeffnung allda. 1351 war Beringer Sixt Kapellan in der dasigen Burgkapelle. 1361 errichteten Wolf von Stein, Götz, Raban, Cunz, Herold, Schrott und Hermann von Neuenstein, Cünz von Sausen (Sawensheim) und Erkinger Hoffurt einen Burgfrieden daselbst. 1363 bis 1364 wohnten hier Cunz von Seintzheim, nebst seiner Frau Bertha von Adelsheim, und Hermann und Götz von Neuenstein. 1441 wurde Neufels von den schwäbischen Landestruppen erobert und zerstört. Crusius erzählt

in seiner schwäbischen Chronik den Hergang dieser Geschichte so:

„Im Sommer 1441 nähmen die Haller *) durch „Hülfe der Ulmer, welche von Georg Reinwart geführt „wurden, das zwei Meilen von Schwäbischhall gelegene „Schloß Newenfels ein, welches sie auch ganz bis auf einen starken Thurm abgebrannt, darauf bei 16 Gefangene „nach Hall geführt, und daselbst den erbeuteten Raub unter sich getheilt haben."

Die Ursache sammt der Art und Weise der Einnahme dieses Schlosses, findet sich in einer geschriebenen Schwäbisch-Hallschen Chronik von Widmann folgender Gestalt angegeben:

„Um diese Zeit wurden einige Wagen, welche Tuch „auf der Frankfurter Messe, sammt einem weißen seidenen „Kleid, mit breiten silbernen und vergoldeten Buckeln bestehenden, und vor die St. Michelskirche zu Hall gehörigen Kirchenschmuck führten, bei dem Oehringischen Wald, „Zuckmantel, aufgefangen, und in das Städtlein und „Schloß Newenfels an dem Fluß Kupfer geführt. Folgende Nacht nun kamen die Haller in aller Stille dahin, „ließen sich in den Graben, der zwischen dem Schloß und „Städtlein ist, nieder, und nahmen des andern Tages „in der Frühe, da die Mägde zum Vieh in den Hof „gingen, und die Thore öffneten, das Schloß ein, wobei „jedoch die Rädelsführer und Anstifter jener ausgeübten

*) Die Einwohner von Hall in Schwaben.

„Gewalt über die Mauern hinaus entrunnen. Man „nahm allso den Raub unversehrt zurück, und brachte ihn „nach Hauß, nachdem zuvor das Städtlein und Schloß „angezündet, und der Thurm in die Kupfer geworfen „worden. Folgende Zeit, als die Herrn, welche Theil „an dem Schlosse hatten, selbiges wieder aufgebauet, „und nach der alten Mode grassirt, wurde es von dem „Hohenlohischen Grafen abermalen demolirt und einge„rissen."

Von dieser Zerstörung giebt Hanselmann in seiner Landeshoheit des Hauses Hohenlohe Folgendes an:

„Es hat die hohe Landesherrschaft hin und wieder „auf diejenigen Burgen und Häuser, welche ihr Landadel „zwar anfangs mit ihrer Vergünstigung und zum Theil „auch auf ihren Befehl in einigen wehrhaften Stand ge„setzt, hernach aber als Receptacula zu seinen Streife„reien und Störung der gemeinen Ruhe zu mißbrauchen „angefangen, gänzlich zerbrochen, und dem Boden gleich „gemacht; wovon bis auf den heutigen Tag noch in ihren „ruderibus liegen: Stein, Gleichen, Gabelstein, Sulz, „Bachenstein, Entsen, Neufels, Neudeck ꝛc. Das Fa„meuseste unter solchen Raubnestern war damals erstge„meldetes, zwischen Oehringen und Ingelfingen gelegenes „Schloß Neufels, welches als ein Ganerben Ort denen „von Hornberg, Adelsheim, Neuenstein ꝛc. zuständig ge„wesen, und eine geraume Zeit zu ihren Streifereien ge„dient hat, vom Graf Craften von Hohenlohe aber 1472 „zerstört worden."

Nach dieser Zeit verkauften Götz von Neuenstein dem Bat von Hornberg, hernach Raben Hofferart, Pleickert, Landschad, und endlich 1488 Conrad von Neuenstein, ihren Antheil an Hohenlohe. 1492 wurde Graf Craft von Hohenlohe zu Amorbach, von Kurmainz mit dem Wall und Platz, darauf Schloß und Städtlein Neufels gestanden, belehnt, von welcher Zeit es denn immer Hohenlohisch blieb.

Im Jahre 1490 wurde die Pfarrei Neufels nach Neuenstein transferirt. 1494 befreiete Graf Craft alle, die sich daselbst anbauen wollten, auf lebenslang von Diensten, und 1498 stiftete Frau Hedwig von Schwarzberg das bis jetzt noch stehende Kirchlein, in welchem alljährlich der Pfarrer zu Kirchenfall, in dessen Sprengel es gehört, an der Kirchweihe (Simon und Judä) zu predigen verbunden ist.

* * *

Von unbekannter Hand ist mir vorstehende Nachricht zugeschickt worden, deren Verfasser, nach eigener Angabe, benutzte: Wiebel hohenlohische Kirchen- und Reformationshistorie. Crusius schwäbische Chronik. Widmann schwäbisch-hallsche Chronik, Manuscript. Hanselmann Landeshoheit des Hauses Hohenlohe.

62.

Adolphseck
bei Schwalbach im Nassau'schen.

Jetzt rankt sich überm Schutte wüst Gesträuch,
Wo vormals traulich jene sich umfangen,
Und wilde Beeren pflückt das Kind vom Zweig,
Die am versunknen Söller niederhangen.
Der flücht'ge Vogel schwankt auf dürrem Ast,
Die Schwalbe flieht unwirthliches Gemäuer;
Und wilde Tauben schnäbeln dort sich scheuer,
Wo süße Liebe du gewohnet hast.

(Taschenb. d. Sagen und Legenden.)

62.

Adolphseck.

Nahe bei dem Badeorte Schwalbach liegt auf einem hohen abgerundeten Berge Adolphseck. Wild sind die Umgebungen. Finstere Thäler und bewaldete Berge, melancholisch gruppirt, reihen sich um die Burg. Still und heimlich, geschieden von Menschen, so recht für Thaten, die beim Licht erblinden, gemacht, ist's hier.

Man sollte glauben, es müsse ein rechter Stegereifsritter gewesen seyn, der diesen Winkel ersehen habe zu seinem Raubnest, um hier so recht ruhig zu verschmausen, was er erbeutet. Allein, man irrt. Geheime Liebe war's, die sich hier einen sichern Ruhepunkt aufschlug, um im Verborgenen zu kosen, und dem spürenden Auge der Welt sich zu entziehen. Sie, die sich alles selbst ist, für die jede Wüste ein Paradies werden kann, sie nistete in diesem Schlupfwinkel, und lachende Bilder waren für sie die wilden Höhen umher, von Raubvögeln in weiten Zirkeln umkreist.

Adolph, Graf von Nassau, — wer kennt nicht ihn, der einst auf kurze Zeit die deutsche Kaiserkrone trug —

erbaute diese Burg im 13ten Jahrhunderte. Von ihren Schicksalen weiß man aber gar wenig. Adolph wurde bekanntlich nach Kaiser Rudolphs von Habsburgs Tode, vorzüglich auf Anstiften des Kurfürsten Gerhard II. von Mainz, im Jahre 1292 zum deutschen Kaiser gewählt. Er konnte sich aber in dieser Würde nicht behaupten. Sein Nebenbuhler um die Krone, Albert I. Prinz von Oesterreich, Rudolphs Sohn, war ihm an Macht überlegen, und als es zwischen ihnen im Jahre 1298 bei Worms zu einer Schlacht kam, erstach ihn Albert mit eigner Hand auf der Wahlstatt. Das Jahr darauf wollte Albert die rheinischen Kurfürsten mit Gewalt zur Abtretung des Rheinzolles zwingen, und kam mit einem großen Heere in die Rheingegenden. Jämmerlich hauste dieses hier, zerstörte und verbrannte, plünderte und mordete, und da war es auch, wo im Laufe dieser Fehden Adolphseck im Jahre 1302 eingenommen und geschleift wurde. Nachher ist es wieder aufgebauet worden, doch ist es unbekannt, von wem? Im Jahre 1695 war es noch bewohnbar, und seitdem erst ist es verfallen.

Jetzt ist die Ruine von Adolphseck, besonders für den gefühlvollen Künstler, ein sehr liebliches Bild. Aus grau bemoosten Felsen scheinen die Mauern gleichsam hervorgewachsen zu seyn. An ihnen hängen armselige Hütten mit kleinen Fenstern und halbverfaulten Strohdächern. Hier, wo einst der stolze Adolph thronte, und ganz Deutschland beherrschen wollte, aber, schwach an Macht und Kraft, dem großen Plane unterlag, hier haben sich ein paar Landleute

leute angenistet, welche mit Käse und Kartoffeln ihr armseliges Leben fristen. Wie die Schwalben haben sie ihr friedliches Nest an die stolzen Ruinen hingeklebt, und pfeifen und lassen den lieben Gott walten gleich diesen. Unten im Thale liegt der Flecken Adolphseck an der Aar, meist von Wollenwebern bewohnt.

Die Veranlassung zur Erbauung von Adolphseck kennen wir nicht; die Sage erzählt aber folgendes darüber.

Adolph war in einen Krieg mit dem Könige von Frankreich verwickelt, zog deshalb mit seinem Heere in das Elsaß, gegen den Bischof von Strasburg, der den Franzosen anhing, wurde aber hier in einem Scharmützel sehr verwundet, und in ein nahes Frauenkloster gebracht. Die Nonnen pflegten ihn traulich, besonders eine junge Novizin, welche fast immer bei ihm war. Sie hieß Imagina, und stammte aus einem edlen Geschlechte in den Vogesen ab. Die klösterliche Tracht gab den Reizen der schönen Novizin etwas Verführerisches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in seinem Herzen trage.

Lange barg er seine Gefühle, aber eines Abends vermochte er's nicht mehr. Er ergriff die Hand seiner jungen Wärterin, die eben die letzte Wunde verbunden hatte, und sprach: „Ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich euch danken soll. Durch eure Pflege bin ich genesen, aber eure schönen Augen und eure Anmuth haben mich von neuem krank gemacht!" Die Novizin erröthete und entfernte sich, ohne etwas zu erwiedern. Adolph erwartete, daß sie, wie

gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen werde. Statt ihrer erschien aber eine andere Nonne, von welcher er erfuhr, daß Imagina von einer Unpäßlichkeit befallen sey. Diese Nachricht fiel, wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling seiner Liebe, und tödtete die schönen Blüthen seiner Hoffnung schon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrießlich, und die neue Wärterin hörte selten ein freundliches Wort von ihm. So vergingen drei Tage. Am Abend des dritten Tages, um die zehnte Stunde, wo schon alles im Kloster schlief, öffnete sich leise die Thür seines Gemachs und die schöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

„Gnädiger Herr, sprach sie, der Bischof von Straßburg stellt euch nach, und will euch diese Nacht hier im Kloster aufheben lassen. Wollt ihr fliehen, so will ich euch den Weg zur Flucht zeigen. Das äußerste Pförtlein des Klostergartens führt in den Wald und durch diesen geht ein wenig bekannter Fußsteig, bis zum Rhein, den ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Den Schlüssel zur Gartenthür habe ich mir verschafft und am Ufer findet sich wohl ein Fischernachen zur Ueberfahrt."

Adolph säumte nicht lange. Den einzigen Knecht, welchen er bei sich hatte, schickte er sogleich mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Pfirt und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und nun folgte er, von einem treuen Windspiel begleitet, seiner Führerin durch den Garten in den Wald. An der Pforte wollte Imagina zurückgehen, aber der König bat sie so dringend und zärtlich, ihn nicht

zu verlassen, bestürmte das schwankende Weib so unwiderstehlich und rührend, daß endlich ihre Liebe, die sie bis dahin zu bekämpfen gewußt, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleier weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und wandelte mit dem höchst glücklichen Adolph, Hand in Hand, dem Rheine zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte. Der Fischer setzte sie über, und Adolph langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an.

Nun ließ er in einem einsamen Thale, nicht fern von Schwalbach, eine Burg für Imagina erbauen, der er den Namen Adolphseck gab. Hier, in dieser unbesuchten Wildniß, genossen sie ganz des Glückes zärtlicher Liebe und Freundschaft, und Adolph vergaß all' des Ungemachs und der Leiden, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich nur zu früh zum Untergange. Albert von Oesterreich strebte nach der deutschen Krone. Seine Absichten unterstützte der Erzbischof von Mainz, aus dem Geschlechte der Eppensteiner, Adolphs nächster Vetter und — erster Feind. Adolph zog seinem Widersacher, über den Rhein mit einem starken sieggewohnten Heere, entgegen. Imagina, die sich nicht von ihm trennen wollte, folgte ihm in ritterlicher Kleidung, und nur mit Mühe vermochte sie Adolph zu bereden, im Kloster Rosenthal bei Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber seyn werde. Nicht weit davon geriethen die Heere an einander. Der tapfere Nassauer fiel durch Alberts Hand und die Schlacht ging verloren.

Imagina lag, die ganze Zeit über, in der Klosterkirche auf den Knien, jammerte und betete. Schon dunkelte

der Abend heran, und noch hatte sie keine Nachricht von ihrem Geliebten. Der Mond stieg herauf, es wurde immer stiller und stiller — da sprang des Königs treues Windspiel winselnd zur Kirche herein und zerrte die Betende am Gewande, lief dann nach der Thüre zu und wieder zurück, und fing von neuem an zu zerren und zu winseln. Imagina wurde von einer schrecklichen Ahnung ergriffen. Sie folgte dem Thiere, das sie mitten auf das Schlachtfeld zur Leiche des Königs führte. Im unendlichen Jammer warf sie sich auf den entseelten Geliebten, dessen Leichnam Tags darauf im Kloster Rosenthal beerdigt wurde. Von nun an nahm sie weder Speise noch Trank, und da fand man sie eines Morgens todt ausgestreckt auf dem Grabe des Königs.

* * *

Melißantes neu eröffneter Schauplatz, 2ter Band; Vogts Ansichten des Rheins, 1stes Heft; Schreibers Handbuch für Reisende am Rhein, 2te Ausg., und der rheinische Antiquarius, enthielten die wenigen Data zu Vorstehendem. Eine Abbildung von Adolphseck kenne ich nicht.

63.

Reinstein

am Harz.

Nichts hat auf Erden ein bleibendes Loos,
Wohl Alles verschlingt der Vergänglichkeit Schooß.
Wohin du magst blicken, wohin du magst gehn,
Wirst du die Vergänglichkeit walten sehn.

Zahn.

63.

Reinstein.

Heinrich I., man nennt ihn den Vogelfänger — ich möchte ihn lieber den Hunnen-Fänger nennen — weilte oft und gern in den Gegenden des Niederharzes. Er liebte die Jagd, vorzüglich den Vogelfang, und hier konnte er dieser Neigung recht weidlich obliegen. Kein Osterfest erschien, das er nicht in Quedlinburg feierte, wo noch jetzt ein Ort der Finkenheerd heißt, den die Sage für die Stelle ausgiebt, auf welchem man ihm die Königswürde antrug. Natürlich, daß seine Vorliebe für diese Gegend, und sein öfterer Aufenthalt hier von wohlthätigen Folgen für sie war, daß ihm mancher Ort sein Entstehen oder doch Vergrößerungen dankte. Er stiftete Klöster, erhob Dörfer zu Städten, befestigte sie, hielt Reichsversammlungen, beförderte Handel und Verkehr, und theilte Privilegien und Begünstigungen aller Art aus.

Damit nun aber auch die Gegend, die er so väterlich pflegte, gegen die öftern Einfälle seiner Erzfeinde, der Hunnen, gesichert seyn möchte, legte er auch viele feste

Plätze an. Auf Bergen und Hügeln ließ er Burgen und Warten aufthürmen, besetzte sie mit Mannschaft, und machte diesen die Beschützung des Landes zur Pflicht.

Auf diese Art entstand im Jahre 919, auch die Burg Reinstein, oder Regenstein. Eine Reihe von Felsen, die sich ½ Stunde von der Stadt Blankenburg am Harz in mehrern Absätzen aus freiem Felde erhebt, trug sie auf ihrer äußersten Höhe. Vortrefflich eignete sie sich zu einem festen Punkte. Ringsum freistehend, auf der einen Seite ganz steil ablaufend, auf der andern durch natürliche Felsmauern gedeckt, war der einzige Zugang von der Abendseite her leicht zu vertheidigen, und rund umher konnte die Besatzung den Feind gewahren. Hierher bauete Heinrich eine Burg, übergab sie der Aufsicht der Grafen oder Landvögte vom Harzgau, die in Blankenburg residirten, versah sie mit Mannschaft und nannte sie Reinstein, weil sie aus reinem Stein errichtet, in den reinen Sandsteinfelsen hineingehauen war.

Einige Chronologen behaupten freilich, ein gewisser Hatebold, der den König Melverich von Thüringen auf einem Feldzuge gegen die Sassen begleitete, habe von diesem im Jahre 479 den Regenstein nebst der umliegenden Gegend zum Geschenk bekommen, und die Burg erbauet; allein das sind Behauptungen, die nicht Stich halten, und nur die Neigung ihrer Erzeuger, Alles immer gern vom Ei der Lede anzufangen, beurkunden.

Heinrichs Nachfolger in der herzoglichen Würde waren die Herzoge von Braunschweig und Sachsen. Ihren

gehörte daher auch späterhin Regenstein mit seinem Distrikt Landes, der eine Grafschaft hieß, womit sie, ihrer Verdienste wegen, die Grafen von Blankenburg beliehen. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts theilten diese ihre Besitzungen. Heinrich Graf von Blankenburg, der die Grafschaft Reinstein zu seinem Antheile bekam, nannte sich nun Graf von Reinstein, und ward der Stammvater dieses Geschlechts, das vier volle Jahrhunderte blühte. Die Burg Reinstein war der Sitz dieser Grafen. Dem Zeitgeiste des Faustrechts gemäß, verwahrten und befestigten sie diese aufs Beste. Sie wohnten auch hier bis um das Jahr 1367, wo ihre Vettern, die Blankenburger Grafen, ausstarben, und die Grafschaft Blankenburg ihnen zufiel. Da nannten sie sich nach beiden Besitzungen, Grafen zu Blankenburg und Reinstein, und bewohnten nun das noch stehende Schloß über der Stadt Blankenburg.

Die Sage erzählt von einem dieser Grafen, Friedrich hieß er, daß er ein biederer und tapferer Mann seiner Zeit, aber kinderlos gewesen sey. Die Aussicht, mit ihm sein Geschlecht erlöschen zu sehen, habe ihn sehr schwermüthig gemacht, noch mehr aber sein Weib, das ihn zärtlich geliebt, und so gern diese Falte auf seiner Stirn geglättet hätte. Nun sey es vor uralter Zeit her im tiefen Brunnen auf Reinstein nicht geheuer gewesen. Der Geist eines Ahnherrn der Familie wohne darin, hieß es, und zeige sich bei wichtigen Ereignissen in der Familie, oben am Rande des Brunnens. Mancher habe sich schon erboten, seine Erlösung zu übernehmen, allein der Geist scheine das

nicht zu wollen, und habe dann immer gesagt: „Seyd „froh, daß man euch nicht zum Werkzeuge meiner Be„freiung erkor, denn nur Reinsteins Fall wird über mein „Schicksal entscheiden." Dieses unbekannte Wesen über das künftige Schicksal des Reinsteinschen Geschlechts zu befragen, habe die Gräfin ihrem trauernden Manne einst vorgeschlagen, und Friedrich, der nichts mehr gewünscht, als über das Dunkel der Zukunft Licht zu erhalten, hätte sich auch dazu entschlossen. Um Mitternacht, am Tage der Empfängniß Mariä, wäre er, der nie vor dem Feinde gezittert, nicht ohne Bangigkeit zum Brunnen hingegangen. Alsbald wäre der Ahnherr in einer weißen glänzenden Gestalt aus der Tiefe herausgestiegen und habe gesprochen:

„Ich weiß dein Begehren, deinen Wunsch. Gehe „getröstet heim. Im neunten Mond wird dein Weib ei„nen Knaben gebären, der deinen Stamm verpflanzt auf „ferne Zeiten."

Und der Spruch sey eingetroffen. Mit einem holden Knaben, den man Konrad nannte, habe Friedrichen sein Weib beschenkt. Ja, nach einem Jahre sey noch ein Sprößling hervorgetreten. Aber in dem Augenblicke, als dieser geboren, wäre der Geist des Brunnens auch wieder erschienen, mit wehmüthiger Stimme die Worte sprechend:

„Die Stunde meiner Befreiung ist nicht fern. Der „Knabe, der jetzt geboren ist, wird einst der Vernichter „seines Stammes seyn. Er wird meinen Namen führen, „und durch ihn werde ich die ewige Ruhe erkaufen."

Da habe es ob dieser Worte große Trauer bei den Eltern gegeben, da sie gewußt, daß der Geist des Ahnherrn immer wahr rede. Ohne besondere Absicht hätte indessen das Kind den Namen Helmold erhalten, und erst späterhin sey es entdeckt worden, daß das Wesen im Brunnen, der Geist des tapfern aber wilden Helmolds von Reinstein gewesen, den das unbegreifliche Schicksal bis zu Reinsteins Fall hieher gebannt gehabt.

Die trübe Prophezeihung hätte aber bei den Eltern eine Abneigung gegen den kleinen Helmold erzeugt, die sich stets durch eine vernachlässigende und harte Behandlung geäußert. Immer unter den Knappen und dem Hausgesinde, sey er sittenlos und rauh aufgewachsen, wild und roh gewesen, endlich gar durch die überstrenge Behandlung des Vaters veranlaßt worden, heimlich fortzugehen.

In den Wäldern herumirrend, sey er unter eine Räuberbande gefallen, die ihn gleich als einen Beherzten kennen gelernt und bald zu ihrem Hauptmann erwählt habe. Hier, ganz sich selbst überlassen, frei und unabhängig, wie der Vogel in der Luft, habe er sich in einer seiner Neigung entsprechenden Lage gefühlt, seine Räuberbande mit Ordnung und Strenge regiert, und ihr daher auch nur immer so viel zu rauben erlaubt, als ihre Erhaltung geheischt.

Als nun sein Vater gestorben, sein Bruder Konrad ihm aber das väterliche Erbtheil vorenthalten wollen, so habe er mit seiner Horde die Burg Reinstein bestürmt, und

auch eingenommen. Eine Versöhnung der Brüder habe jedoch der Fehde bald ein Ende gemacht. Die Genossen Helmolds wären als Knappen in die Burg aufgenommen worden, und die feindlichen Brüder hätten nun als friedliche Brüder das väterliche Erbe gemeinschaftlich bewohnt. Doch, da nach dem alten Sprichworte, Art von Art nicht lasse, so hätten auch die in Knappen verwandelten Räuber gar bald das gewohnte Handwerk wieder angefangen, wozu die am Reinsteinfelsen vorüber laufende Landstraße gute Gelegenheit dargeboten. Die Brüder, Grafen Reinstein, hätten das zwar anfänglich nicht leiden wollen, aber umsonst. Und da es nach den Grundsätzen jener Zeit gar nicht entehrend gewesen, solche Ausschweifungen zu begehen, so hätten sie zuletzt selbst Theil daran genommen, und Reinstein sey ein furchtbares Raubnest geworden. Da sey die Prophezeihung des Brunnengeistes in Erfüllung gegangen; denn der Herzog von Braunschweig habe die Burg belagert, erobert, und die gräflichen Räuber fortgejagt.

So weit die Sage. Die Geschichte will aber von allem dem nichts wissen. Sie beurkundet vielmehr, daß die Reinsteiner ein tapferes, edles und sehr begütertes Geschlecht waren, das in dieser Gegend in großem Ansehn, und durchaus nicht im Rufe der raubenden Ritter stand. Die uns bekannten Fakta, daß sie eine Zeit lang Schirmvögte der Stifter Quedlinburg und Huisburg waren, bestätigen dies auch.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts entstand eine Reinsteinsche Nebenlinie. Ulrich von Reinstein stiftete sie.

Ihr Wohnort war die nicht weit von Reinstein gelegene Burg Heimburg, wovon noch einige Reste zu sehen sind. Als die Hauptlinie um das Jahr 1370 ausstarb, succedirte diese in Reinstein und nachher auch in Blankenburg. Das ganze Geschlecht erlosch erst im Jahre 1599. Zur Charakteristik jener Tage liefert die Geschichte der Reinsteiner eine Begebenheit, die ich hier nicht unerzählt lassen kann.

Albrecht und Bernhard, von der Heimburgschen Linie, Schutzvögte des Stiftes Quedlinburg, thaten sich als gewaltige Streiter besonders hervor. Ihre eignen Brüder nannten sie daher auch die Zierden der Familie. Um das Jahr 1336 geriethen sie mit den Städten Halberstadt und Quedlinburg in Streitigkeiten, die einen Ausbruch heftiger Fehden veranlaßten. Als man sich lange Zeit herumgezauset hatte, suchte Herzog Otto von Braunschweig Frieden zu stiften. Die Reinsteiner waren aber mit seiner Entscheidung nicht zufrieden, und setzten den Krieg fort. Die Aebtissin Jutta in Quedlinburg, welchen Ort sie besonders drängten und zwackten, war hierüber besonders aufgebracht, und beschloß, sich ganz von ihnen loszumachen, und sie nicht länger mehr als Schutzvögte zu behalten. Sie nahm ihnen daher die Neustadt Quedlinburg weg, und verkaufte sie an den Rath der Altstadt. Darüber aufgebracht, belagerten die Grafen die Altstadt förmlich. Albrecht kommandirte sein Volk zwar selbst, aber mit schlechtem Erfolg, denn die Bürger thaten einen Ausfall, schlugen ihn aus der Neustadt, und in die

Flucht. Er eilte nach seiner Burg Gersdorf, die eine Stunde von der Stadt lag und wovon man noch jetzt einige Reste sieht. Allein, das wüthende Bürgerheer holte ihn und seine Mannen ein. Ein heftiges Gemetzel entstand. Eine Menge Menschen blieben von beiden Seiten. Die Gersdorfsburg wurde erobert; man glaubte schon, den Grafen darin gefangen zu haben, allein er war entwischt. Ins Wipertikloster zu Quedlinburg, das befestigt worden war, wollte er sich zurück flüchten, aber unterwegs überfiel ihn ein Trupp versteckter Feinde, fing und führte ihn im Triumph nach Quedlinburg. Der Jubel der Bürger über diesen wichtigen Fang war ausgelassen, und ihr Müthchen auf eine recht ausgezeichnete Art an dem Urheber ihrer Drangsale zu kühlen beschlossen. Dies geschah denn auf folgende unerhörte Weise. Sie ließen einen Kasten, 7 Fuß hoch, 8 Fuß breit und 9 Fuß lang, von starken eichenen Bohlen, den viele eiserne Bänder zusammenhielten, machen. An der einen Seite war eine kleine Thür, die mit zwei starken eisernen Querriegeln verwahrt werden konnte, und an der Seite gegenüber einige Löcher. Diesen Käfich brachten sie auf den Boden des Altstädter Rathhauses und — sperrten den Grafen Albrecht da hinein. In diesem nicht menschlichen Gefängnisse mußte er ein ganzes Jahr lang auf die erbärmlichste und schmutzigste Weise leben. Erst nach Verlauf desselben, und als er sich nebst seinem Bruder aller Ansprüche auf die Quedlinburgsche Schutzgerechtigkeit und auf die Neustadt Quedlinburg begeben, auch versprochen hatte, die Stadtmauern und

sieben Thürme auf der Abendseite der Stadt in guten Stand zu setzen, verschiedene seiner Besitzungen ihr abzutreten, und sich nie wieder am Stifte zu vergreifen, kam er wieder los.

Bis auf den heutigen Tag noch wird dieser Kasten auf dem Boden des Quedlinburger Rathhauses verwahrt, und recht sehr muß man wünschen, daß dieses merkwürdige Alterthumsstück nie zerstört, sondern auch unsern Nachkommen noch erhalten werde; denn schwerlich möchte ein zweiter redender Zeuge der Barbarei und Rohheit jener Tage bis auf uns so unversehrt gekommen seyn.

Nach dem Aussterben der Reinsteinschen Grafen im Jahre 1599 nahm Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ihre Grafschaft als ein erledigtes Lehn zurück, und blieb bis 1628 im Besitz. Als aber um diese Zeit die Unruhen des 30jährigen Krieges sich auch bis in diese Gegend verbreiteten, wurde die Grafschaft Reinstein auf kaiserlichen Befehl an Wallenstein als ein Unterpfand für die 50,000 Gulden angewiesen, welche dieser der kaiserlichen Kriegskasse vorgeschossen hatte. Umsonst protestirte Braunschweig gegen ein solches unkaiserliches Verfahren, aber — was kümmert sich um's Recht, was tritt nicht alles ein Mensch mit Füßen, dem das Kriegsglück lächelt! — Wallenstein behielt das Pfand. Im folgenden Jahre trat er es gegen Erlegung obiger Summe dem kaiserlichen Generalmajor Grafen von Merode ab, der bis 1631 im Besitz blieb. Da aber, als Tilly die Schlacht bei Leipzig verlor, und die Flüchtlinge bis ins Halberstädtsche verfolgt

wurden, floh auch Merode. Der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig hielt dies für einen günstigen Augenblick, wieder zu seinem Eigenthume zu gelangen. Er nahm daher die Grafschaft in Besitz, und zahlte dem Merode die 50,000 Gulden zurück. Doch im Jahre 1643 verlor dies Haus diese seine alte rechtmäßige Besitzung auf immer.

Der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich betrachtete nemlich die Grafschaft Reinstein als ein vom Bisthume Halberstadt relevirendes Lehn. Als Bischof dieses Stiftes glaubte er sich berechtigt, nach Willkühr damit schalten zu können, und belieh daher 1643 seinen Oberkammerherrn, den Grafen von Tättenbach, damit. Das Domkapitel sowohl als Kaiser Ferdinand III. genehmigten diese Beleihung, und Braunschweig — mußte der Gewalt weichen. Da im westphälischen Frieden Brandenburg das eingezogene Bisthum Halberstadt erhielt, so bekam es auch, als Zubehör, Reinstein; doch blieb Tättenbach in dessen Besitz. Als er starb, fiel Reinstein an seines Bruders Sohn, den Grafen Hans Erasmus von Tättenbach, der zugleich mit seinem Onkel damit beliehen war. Wie aber dieser im Jahre 1670, in Verbindung mit dem Grafen Nadasti, Serini und Frangipani wider Kaiser Leopold den Großen Unruhen anstiftete, und das Jahr darauf enthauptet wurde, zog Brandenburg die Grafschaft Reinstein als ein eröffnetes Lehn ein. Braunschweig griff zwar auch zu, wollte auch Besitz nehmen, zog aber — wie gewöhnlich, wenn der Schwächere es mit dem Stärkern zu

thun

thun hat — den Kürzern. Nun suchte es mit der Feder auszufechten, was es mit den Waffen nicht vermochte, und machte die Sache bei dem Reichskammergerichte anhängig; aber da ist sie hängen geblieben, und würde wahrscheinlich noch hängen, wenn nicht unser gewaltiges Zeitalter die vielfachen Knoten, welche hundertjährige Sessionen dieses Gerichts nicht zu lösen vermochten, nicht lösen wollten noch konnten, mit einem Federstriche zerhauen hätte. Die Grafschaft Reinstein blieb in preußischer Hand, und ist es noch.

Man erzählt sich die Anekdote, daß König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, nach der Taufe des 1806 gestorbenen regierenden Herzogs von Braunschweig, seines Pathchens, diesem die Grafschaft Reinstein als Pathengeschenk habe geben wollen, der alte Herzog aber erwiedert habe, „er könne nicht geschenkt nehmen, was seinem Hause von Rechtswegen angehöre." Für den Augenblick mag es allerdings ein höchst erhebendes und angenehmes Gefühl gewesen seyn, einem Könige eine solche Antwort geben zu können; aber dieser schöne Augenblick war zu theuer erkauft. Der Herzog hätte nicht vergessen sollen, was er seinem Hause, was er seinen Nachkommen schuldig war, und daß er auf deren Unkosten nicht jene uneigennützig rechtliche Antwort geben durfte. Er hätte bedenken sollen, daß in einer Welt, wie die unsrige ist, das Recht so oft hinter der Gewalt her spazieren muß, und daß die Großen der Erde selten dem schönen erhabenen Gefühle, edel gehandelt zu haben, sich überlassen dürfen, sondern immer

nur der schlauen, berechnenden, der kalten Politik sich hingeben müssen.

Die Schicksale der Burg Reinstein müssen unbedeutend gewesen seyn, denn auf uns sind sie nicht gekommen. Erst, nachdem sie in preußischem Besitz war, erfährt man, daß sie noch existirte, daß sie stark reparirt wurde, und daß man sie ganz zu einer tüchtigen Bergfestung einrichtete. Die Gebäude wurden erweitert, und dabei der alte Plan benutzt, wovon man noch die Spuren sah. In der Folge wurde die Festung noch weiter ausgebaut, und mit Bollwerk und Brustwehren und Schanzen reichlich versehen. Es war auch ein Zeughaus, Munitionshaus, Kommandantenhaus, eine geräumige Kirche, und ein 113 Klafter tiefer Brunnen da. Die Garnison lag in acht sehr großen Kasematten, welche in den Felsen eingehauen waren. Die Besatzung bestand aus 124 Mann und 13 Officieren. Außerdem wohnte noch ein Gastwirth und ein Bäcker oben. Kurz, Reinstein war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine komplette kleine Festung, welche die Franzosen im 7jährigen Kriege schon der Mühe werth hielten, zu erobern. Als sie nemlich im Herbst 1757 unter den Befehlen des Herzogs Richelieu, das Fürstenthum Halberstadt genommen hatten, konnten sie es nicht zulassen, daß der Reinstein noch in preußischen Händen war. Der Herzog d'Ayen, damals französischer Kommandant in Halberstadt, marschierte daher darauf los, und nach einem kurzen Widerstande mußte sie sich auch, am 12ten September, ergeben. Die Besatzung, unter dem Obersten von Ahlim b

war 72 Mann stark, erhielt aber freien Abzug. Die ganze Beute der Franzosen bestand in 17 Kanonen.

Nach dem Abzuge der französischen Armee aus dem Halberstädtschen behielten sie den Reinstein besetzt. Die Besatzung fügte aber der Stadt Halberstadt durch Erpressungen und Kontributionen so vielen Schaden zu, daß der Prinz Heinrich von Preußen im Jahre 1758 die kleine Veste berennte, und am 12ten Februar auch Herr davon wurde. Der zufällige Umstand, daß ein preußischer Artillerist durch einen Kanonenschuß das Rad des Brunnens zerschmetterte, soll das Meiste zur Uebergabe beigetragen haben. Die kleine Garnison von 86 Köpfen wurde gefangen genommen, und der Prinz ließ gleich nach der Einnahme anfangen, die Festungswerke zu schleifen. Nach der Zeit ist der Reinstein vermuthlich von keiner militärischen Wichtigkeit gefunden worden, und daher unbeachtet liegen geblieben. Die Gebäude sind zerfallen, und was Wind, Wetter und Zeit nicht verheerten, das thaten die Menschen und thun es noch. Was zur Ergänzung der natürlichen Befestigung durch vortreffliche Quadern aufgemauert war, ist fast ganz verschwunden. Was aber durch Bearbeitung und Aushöhlen des Felsens geschaffen wurde, das steht noch, und wird auch wohl Jahrhunderte hindurch noch sichtbar bleiben. Da sieht man viele Kammern, Behältnisse, einen langen gewölbten Gang und eine große Weitung mit Fensteröffnungen, was die Kirche gewesen seyn soll, Alles in den Sandsteinfelsen hineingegraben. Recht bequem ließe es sich noch darin wohnen, wenn

die Eingänge mit Thüren und Fenstern versehen würden, und dem Besuchenden sind diese Schlupfwinkel bei einfallendem Unwetter sehr willkommen. Von einem runden Thurme sieht man noch einen kleinen Theil. Auch der Brunnen ist noch da, aber fast ganz verschüttet.

Recht oft ist der Regenstein — gewöhnlich wird er so in der umliegenden Gegend genannt — der Sammelplatz froher Menschen aus den benachbarten Städten. Er eignet sich auch gut dazu, denn die Felsenkammern geben Schutz gegen den Sonnenbrand, und die Umsicht ist hier sehr schön. Manche heitere Stunde habe auch ich auf dieser Höhe im Kreise fröhlicher Menschen verlebt, und so oft ich sie auch erstieg, so gewährte mir doch jedesmal der Blick auf die umliegenden Landschaften denselben angenehmen Eindruck. Auf dem höchsten Punkte des Felsens über der Kirche lagerte ich mich dann, sah mittagswärts Blankenburg gerade vor mir, wie es sich an einem Vorberge des Harzes hinanzieht, und hoch oben von dem blanken, aber unbewohnten Schlosse gekrönt wird. An dieses liebe Bild eines Städtchens, das recht viele gute Menschen umfaßt, knüpften sich dann gar manche Erinnerungen an entflohene bessere Zeiten, an den oft grausamen Wechsel der Dinge, und an heitere genußreiche Stunden, die ich hier hatte. Nahe dabei sah ich die Reste der Heimburg auf einer Höhe, um die sich das Dörfchen Heimburg zieht, im Hintergrunde die Berge des Harzes, aus denen der Brocken mit seinem, einem Punkte gleichen, Wirthshause herüberragte. Nach Mitternacht hin öffnete sich eine weite

Fläche mit Dörfern. Hinter Anhöhen sah ich die Thürme von Halberstadt und Quedlinburg, und ostwärts weilte am liebsten und längsten mein Blick mit den dankbarsten Gefühlen auf Anhalts Fluren, meinem zweiten Vaterlande. Da lag Ballenstedt, da erhoben sich hoch aus der Ebene die beiden Gegensteine, da lag der Stubenberg, hinter ihm der Ramberg, Alles liebe bekannte Punkte; und nun gleitete mein Auge an der Gebirgskette des Harzwaldes her, an der romantischen Schluft des Roßtrappenthals vorüber, bis zur wunderbar geformten Felsenparthie der Teufelsmauer.

Seit einigen Jahren haben sich die Bewohner von Blankenburg, die Höhe des Regensteins zum öffentlichen Belustigungsorte gewählt. Täglich, besonders des Sonntags, findet man Menschen, die sich hier an der schönen Natur oder auf andere Art zu ergötzen suchen, und oft wimmelt es von Bildern des Lebens und Frohseyns auf den Schutthaufen der versunkenen Veste. In den Kasematten hält man Lebensmittel feil und zecht bei lautem Gesange, oder läßt sich, bei Musik, den Trunk und das Abendbrod wohl schmecken. Aus dem Gewölbe der alten Burgkapelle schallen Geigen und Baß weit umher, und Jung und Alt dreht sich da bunt und wild durch einander, wo man sich früherhin zur Andacht und zum Gebet sammelte. Auf allen Höhen, auf allen Steinhaufen gruppiren sich Menschen und genießen der Umsicht und des Anblicks des um sie her verbreiteten Lebens und Regens.

Ueberschaut man, entfernt von der Menge und dem Getümmel, dies Bild, so drängen sich Gedanken und Empfindungen herbei über den Kreislauf aller Freuden, aller Leiden auf Erden, alles Guten, alles Schönen, alles Thörichten, alles Irdischen des Lebens; Alles blüht auf, und sinkt, Alles keimt und vergeht; die Werke der Vorzeit zerfallen, um die Grundlage für gegenwärtige zu seyn, auf deren Ruinen die Nachwelt wieder bauen wird, um ihrer Zukunft neue Schutthaufen zurück zu lassen! So drängte und trieb sich Alles fort seit Anbeginnen, so wird sich Alles fort und immer fort drängen, nichts dauernd bleiben, Alles seine Zeit nur leben und immer wiederkehren, was schon war, und nichts dem Kreislaufe der Natur widerstehen können. Wir beten jetzt vielleicht auf Stätten sonstiger Fröhlichkeit, und tanzen, wo Andacht und Gottesfurcht die Knie unsrer Ahnen beugten; Lustgärten blühen auf den Todtenängern verschwundener Generationen, und unsere Urenkel werden da eingesenkt seyn, wo jetzt mit Pracht und üppiger Kunst verwebt, die Natur reich ausgeschmückt uns erscheint.

So waltet in der Schöpfung weitem Raume ewiger Wechsel, so sprießt überall, wo unser Fuß weilt, Leben aus Verwesung, und im Untergange, im Tode liegt tief versteckt der Keim einer neuen Jugendblüthe.

* * *

Gute Abbildungen des Regensteins finden sich im 8ten Stücke des Journals von und für Deutschland, vom

Jahre 1784. 4., und in Horstigs „Tageblättern unserer Reise in und um den Harz", Dresden 1803. 8. Erstere, von Berger in Berlin brav gearbeitet, zeigt mehr die Form des Felsens, als die Ueberbleibsel der alten Veste, wovon auf letzterer, die Darnstedt nach Horstigs Zeichnung gestochen, mehr zu sehen ist. Das Büchlein: „die Winterabende, zur Unterhaltung für Kinder", Halberstadt, 12., enthält auch eine kleine Darstellung. Auch ist ein Grundriß der Festung darin, wie sie im Jahre 1742 aussah. Woher er genommen seyn mag, weiß ich nicht.

Benutzt habe ich bei Bearbeitung der Nachrichten: Alruna, oder Denkwürdigkeiten der Vorzeit, 1ster Band. Hannover 1800. 8. Stübners Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg, 1ster Bd. 1788. Rohrs Merkwürdigkeiten des Unterharzes. Voigts Geschichte von Quedlinburg. Melißantes erneuertes Alterthum, Lucä Grafensaal, und Calvoer Saxon. ant.

64.

Schellpyrmont

bei Pyrmont.

Und Geflechte wilder Rosen krönen
Der Zerstörung schauerliche Gruft.

F. Krug v. Nidda.

64.

Schellpyrmont.

Auf einem der höchsten Berge an der Nordseite des Thales, in welchem die heilsame Quelle des Pyrmonter Brunnens sprudelt, die seit einem Jahrtausend schon manch menschliches Uebel linderte, an deren lieblichem Geschmack sich Karl schon erquickte, als er hier die Götter der Sassen zermalmte, und durch Brand und Mord, durch Unmenschlichkeiten und Tyrannei den Namen „des Großen" sich erschlachtete — da liegen die Trümmer der Burg Schellpyrmont.

Wenig ist's, was man noch davon sieht, nur einige Mauerstücke, Schutthaufen und Keller. Viel aber ist's, wenn man erwägt, daß schon vier volle Jahrhunderte hindurch Stürme und Unwetter an diesen Mauern vorüber brausten, und sie doch noch nicht ganz vernichten konnten.

Wohl mancher Freund der Natur oder solcher Alterthümer hat den Schellenberg — so heißt der Berg, auf welchem Schellpyrmont liegt — erstiegen. Denn, wer an Pyrmonts Brunnen der sinnlichen Freude nicht allein



lebte, der suchte auch gewiß dies schöne Plätzchen auf, blickte von den alten Trümmern hinab in's liebliche Thal, und überließ sich hier den mannigfachen Ideen, welche Gegenwart und Vergangenheit, todte und lebende Natur in ihm erzeugten.

Die Sage macht Schellpyrmont zum Wohnsitze der Thusnelde, der hochherzigen Frau Hermanns, des Cheruskerfürsten Sigimers Sohn, und erzählt: Thusnelde habe einen Vogel gehabt, der reden konnte, und der so zahm war, daß sie ihn frei herumfliegen ließ, denn er kehrte stets wieder. Eines Tages sey er aus dem Hessenthale — einem Waldgrunde am Burgberge — herauf gekommen und habe in eins fortgerufen: „Hessenthal blank! Hessenthal blank!" Da er diese Worte immerfort wiederholt und dabei ängstlich herumgeflattert sey, so habe man endlich umhergeschaut und entdeckt, daß eine Kohorte Römer bis in das Hessenthal vorgedrungen, und fast das Burgthor erreicht gehabt habe, Thusneldens Wohnsitz zu überrumpeln. Durch schnelles Rüsten zur Gegenwehr und durch den eisernen Muth der Deutschen, sey jedoch der unerwartete Angriff glücklich abgeschlagen, und Thusnelde so durch ihren plaudernden Vogel gerettet worden.

Aber nur die Sage konnte schon so früh eine Burg hierher versetzen, wo Alles noch in tiefer Wildniß lag. Die Geschichte spricht anders. Als Heinrich der Löwe, dieser gewaltige Mann, durch weltliche Macht und List, und durch die vom geistlichen Olymp auf ihn herabgeschleuderten Blitze ganz klein, ganz arm gemacht, aus Deutsch-

land vertrieben war, sein großes Land in kleine Fetzen zerrissen, und vom Kaiser Friedrich I. unter seine Feinde vertheilt wurde, da erhielt auch Philipp, Erzbischof von Köln, für treu geleistete Hülfe, im Jahre 1183 ein Stück von der Löwenhaut, das Herzogthum Westphalen. Um dieses gegen den vormaligen Eigenthümer zu schützen, erbauete er ein festes Bergschloß, das er, ob es gleich zu höchst weltlichen Zwecken bestimmt war, dennoch dem Apostel Petrus zu Ehren, Petri mons nannte. Zugleich kaufte er ein außerhalb seines Gebietes gelegenes Erbe, Udistorp, dazu.

Alle Umstände und die Geschichte kommen völlig darin überein, daß dieses Udistorp der untere *) Theil des jetzigen Ortes Pyrmont, wo die Kirche steht, welcher noch jetzt Ostorf heißt, gewesen ist. Auch bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß das erbauete Bergschloß das jetzige Schellpyrmont war. Durch die Aehnlichkeit des Namens Petri mons, bisweilen auch Pierre mont, möchte man nun leicht verleitet werden, ihn für den richtigen Ursprung des Namens Pyrmont zu halten, aber diese Vermuthung würde irrig seyn. Es gab zu der Zeit schon Grafen und eine Grafschaft Peremunt, in welcher jene Burg Petri mons und auch Udistorp lagen. Diese Grafen waren des Kölner Erzbischofs getreue Helfershelfer gegen Heinrich gewesen, und um sich dafür dankbar zu bezeigen, belehnte er sie mit der Hälfte der neuerbauten

*) Marcard sagt unrichtig der „obere" Theil.

Burg für sich und ihre Erben. Späterhin, man weiß jedoch nicht, was dazu die Veranlassung gab; — wurden die Grafen Besitzer des ganzen Schlosses, das ihr gewöhnlicher Wohnsitz war und es bis in das Jahr 1376 blieb. Da verließen sie es aber, wahrscheinlich um bequemer zu wohnen, erbaueten sich eine Burg in der Nähe des Städtchens Lügde, und zwar auf der Stelle, wo jetzt das Schloß in Pyrmont steht.

Von Pyrmont ist der Schellenberg eine Stunde entfernt. Seine vordere nach Pyrmont gekehrte Seite ist steil, und man klimmt von da bis auf den Gipfel zu den Ruinen, kaum in einer guten halben Stunde. Auf einem Umwege kann man, von der hintern Seite, selbst im Wagen hinauffahren. Oben sieht man gerade vor sich, in der Entfernung von einer Stunde, Pyrmont mit allen seinen schönen Anlagen, links den Königsberg, an seinem Fuße die Quäkerkolonie Friedensthal, und rechts den Bromberg. Ueber diese Berge hinaus in eine Ferne kann man nicht blicken.

Die Reste von Schellpyrmont bestehen jetzt nur noch in einem thurmartigen Gemäuer, was aber auch bald verschwinden wird, da Wenige sie besuchen, die nicht einen der Steine den jähen Berghang hinabrollen lassen. Auch die Schatzgräber haben das ihrige zum frühern Verschwinden beigetragen. Ihr Durchwühlen hat ihnen aber nur einige alte Waffen geliefert.

* * *

Die Abbildung auf dem Titelblatte zu Marcards Beschreibung von Pyrmont, 2ter Band, 1785, so wie die davon genommene Kopie in Mosch Bäder und Heilbrunnen Deutschlands, 2ter Band, 1819, ist jetzt nicht mehr ähnlich; mehr ist es eine illuminirte Ansicht von Salzenberg in Hannover, nur erhebt sie sich in artistischer Hinsicht nicht über das Mittelmäßige. — Den Beiträgen eines Pyrmonters und Marcards Beschreibung von Pyrmont verdanken vorstehende Nachrichten ihr Daseyn.

65.

Schloßberg

bei Töpliß.

Selbst im Versinken noch zeuget der Burgen altes Gemäuer
Von dem eisernen Sinn, derer, die es gebaut.

65.

Schloßberg.

Unter den Kreisen des durch seine Fruchtbarkeit und schöne Natur so ausgezeichneten Königreichs Böhmen, nimmt der Leitmeritzer Kreis in beiden Rücksichten unstreitig eine der ersten Stellen ein, und in demselben zeichnet sich das durch seine warmen Heilquellen so berühmte Töplitz mit seinen herrlichen Umgebungen, die in einem hohen Grade das Liebliche mit dem Romantischen vereinigen, wieder ganz besonders aus.

Mitten in dem weiten Bassin, das mit seinen reitzenden Hügeln und Thälern gleichsam die Einfassung der sprudelnden Quelle bildet, erhebt sich von allen Seiten durch fruchtbare Thäler von den fernen höhern Bergketten getrennt, eine halbe Stunde östlich von Töplitz, der sogenannte Schloßberg, dessen Gipfel die ehrwürdigen Ruinen eines ehedem festen Schlosses (Dobrowska Hora) trägt.

Der Weg auf den Berg führt von Töplitz aus durch das wegen seiner Steinbäder bekannte Dorf Schönau auf

der geebneten Straße fort. Zur rechten Hand zeigen sich dann zwei Wege, die auf des Berges Gipfel führen, von denen der erstere, ein Fußsteig, sich durch ein Birkenwäldchen hinauf schlängelt, der andere nach Mittag gelegene, der Fahrweg, zwar kürzer, aber auch beschwerlicher als jener ist, vorzüglich auf dem obern Theile des Berges, auf welchem die Ruinen des alten Bergschlosses stehen.

Der Berg selbst erhebt sich auf einer ziemlich weiten Basis kegelförmig zu einer beträchtlichen Höhe, und beherrscht alle in seiner Nähe liegenden Hügel, so daß er nur von den entfernten weit höhern Bergen, dem Milschauer, der Paskopole und andern, so wie von dem in gigantischen Formen sich weit ausdehnenden Erzgebirge an Höhe übertroffen wird, und ist auch für den Geognosten dadurch merkwürdig, daß er aus Porphyrschiefer besteht.

Das Wenige, was ich über den Ursprung und die Geschichte des alten Bergschlosses habe zusammentragen können, ist ungefähr Folgendes:

Schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts (1146), dem Jahrhunderte der Kreuzzüge und religiöser Schwärmerei, stiftete eine fromme Herzogin Böhmens, Judith, die Gemahlin Herzogs Wladislaws, eine geborne Prinzessin von Thüringen, für noch frömmere Seelen auf diesem schön gelegenen Berge ein Benediktiner-Nonnenkloster, welches etwa dreihundert Jahre später, in dem für Böhmen so verderblichen Hussitenkriege, größtentheils zerstört ward. Späterhin kam es mit der ganzen Herrschaft Töpliß

an die Grafen von Kinsky, die, wahrscheinlich mit Benutzung der noch erhaltenen Ueberreste des Nonnenklosters, eine feste Burg auf dem Gipfel des Berges gründeten; und als im 17ten Jahrhunderte bei der Empörung der Landstände unter Ferdinand II. ein Graf Kinsky, derselbe, der hernach mit Wallenstein in Eger ermordet wurde, an der Spitze des Adels stand, und deshalb des Landes verwiesen ward, so wurde bei dieser Veranlassung die Kinskysche Burg vom Kaiser zerstört und seine Güter konfiscirt. Die Herrschaft Töplitz kam hierauf durch Kauf an den General Aldringen, von dessen Nachkommen sie durch Heirath auf die jetzigen Besitzer, die Fürsten von Clary und Aldringen, übergegangen ist. In dem blutigen 30jährigen Kriege, dem warnenden Denkmale fanatischen Religionseifers, hauseten einigemale der Protestanten tapfere Befreier, die hochherzigen Schweden, unter ihren Generalen Banner und Wrangel in den damals wahrscheinlich noch zur Vertheidigung tauglichen Ruinen der alten Burg, und selbst im baierschen Erbfolgekriege ist der Berg mit seinen Ruinen einigemal mit Truppen besetzt gewesen.

Was man von der alten Burg jetzt noch sieht, ist ziemlich unbedeutend, so daß man von deren ehemaliger Konstruktion sich kaum noch einen Begriff machen kann. Der noch sichtbare Haupteingang zu derselben ist durch hohe Mauern eingeengt, wahrscheinlich um die feindlichen Angriffe desto leichter abhalten zu können. Die vorhandenen doppelten Graben zeugen von der ehemaligen Festigkeit des

Schlosses, und der ungeheure Umfang der Ruinen — denn selbst unten am Fuße des Berges stehen noch Trümmer eines Thores — verkündet die ehemalige Wichtigkeit desselben. Jetzt scheinen seine Ruinen, die auch in ihrem völligen Dahinsinken noch Ehrfurcht gebietend sind, jeden Augenblick auf den Wanderer herabzustürzen, und die Mauern, die sonst allen Anstrengungen der alten Belagerungskunst kühn trotzen durften, sind jetzt ein Spiel der Winde.

Eine genauere Untersuchung des untern Theils derjenigen Ruinen, welche gegen Morgen stehen, läßt es muthmaßen, daß sie Ueberbleibsel einer Kirche sind. Deutlich sieht man links bei ihrem Eingange eine in Stein gehauene Vertiefung, in welcher wahrscheinlich der Weihkessel seinen Platz hatte, und an der gegenüber befindlichen Mauer den Ort, wo der Altar gestanden hat.

Die Kasematen, die sich um die Ruinen auf der Mitternachtsseite am Rande des Berges hin ziehen, und die unter denselben befindlichen Gewölbe möchten vielleicht zum Theil ein Werk des letzten Jahrzehends scheinen, wenn nicht die vortreffliche feste Bauart ihr Alterthum verriethe. Hier sieht man noch ein Fragment einer eisernen Kanone, auf der man deutlich das Kinskysche Wappen mit der Umschrift: Wilhelm von Chinsky, und die Jahrszahl 1625 erkennt. An die Kasematten ist nach Abend zu eine hölzerne Kajüte angebaut, und außen vor derselben, auf einer vorstehenden Spitze, genießt man einer Umsicht, die dem entzückten Auge nichts zu wünschen übrig läßt,

und von den schönen Punkten um Töplitz unstreitig der schönste ist.

Das Herumwandeln auf den Trümmern alter Burgen, den ehrwürdigen Wohnsitzen längst verschwundener Generationen, hat immer etwas Feierliches, ich möchte sagen Heiliges, das jedes Gemüth unwillkührlich ergreift, und der Anblick dieser stillen, Ehrfurcht gebietenden Zeugen früherer Geschlechter, mit seiner ganzen Masse von Erinnerungen, versenkt das Gemüth so leicht in jene melancholische Schwärmerei, die, der Gegenwart vergessend, die Schatten der Vorwelt aus ihren Gräbern hervorruft.

Auch meine Phantasie schwärmte bald unter diesen ehrwürdigen Trümmern voll von Erinnerungen der Vorzeit, in der grauen Vergangenheit unter den Individuen und Geschlechtern, die diese Mauern entstehen und verschwinden sahen! Ich hörte die leisen Seufzer unglücklicher Liebe, die gräßlichen Verwünschungen elterlicher Härte, die dem zarten Busen früh gemordeter Jugend entflohen! Die frommen Gebete, das feierliche Geläute, der heilige Chorgesang andächtiger Nonnen, tönte melancholisch zu mir herüber aus diesen klösterlichen Hallen, die, ohne Band mit der Schöpfung, nur durch die heiligen Schwingen frommer Andacht an den ewigen Himmel geknüpft werden! Die Tritte kraftvoller Ritter, das Gestampfe ihrer wiehernden Rosse, der Humpenklang ihrer wilden Bachanale, schallte mir aus diesem alten Gemäuer, das jetzt nur Gras und Gesträuch bedeckt, entgegen! Der herzerhebende

Schlachtgesang der frommen muthigen Schweden, das Aechzen und Klagen jammernder Weiber und verwaiseter Kinder bei der Zerstörung der trotzigen Veste, schlug feierlich ernst an mein lauschendes Ohr!

Doch wenden wir unsere Blicke von den todten Ruinen, die uns so schmerzlich das Kleinliche menschlicher Größe fühlen lassen, und wo wir, wie an den Särgen der Weltbeherrscher, so tief die Nichtigkeit aller Erdengröße empfinden, auf die blühende belebte Natur! Zu unsern Füßen liegt das schönste Panorama ausgebreitet! Nach allen Richtungen hin begränzen herrliche Berggruppen, von denen das dunkle Erzgebirge, die schöne Kuppe des Milschauer Berges und die spitze Paskopole die schönsten Punkte sind, die weite, in dem schönsten Grün einer üppigen Fruchtbarkeit prangende Ebene, in welcher ein ewiger Wechsel von Städten, Dörfern, Kapellen und Heiligenbildern dem Auge das abwechselndste Schauspiel gewährt. Wie ein glänzender Silberfaden erscheint in weiter Ferne bei Außig die Elbe, und die Riesenschatten des bläulichen Erzgebirges lagern sich in dem weiten Thale, auf dessen Fluren überall der blühendste Wohlstand ruht. Unter der Menge von Ortschaften, die man von diesem herrlichen Standpunkte mit Einem Blicke übersieht, verdienen einer namentlichen Bemerkung, der am Fuße des Erzgebirges so romantisch gelegene, wegen seines wunderthätigen Marienbildes berühmte Wallfahrtsort Mariaschein, die schöne Cistercienser Abtei Ossegg, Dux, das Stammschloß der Grafen von Waldstein und des berühm-

ten Friedländers, und endlich das wegen seines mineralischen Wassers bekannte Bilin mit seinem vorwärts gebogenen Berge.

* * *

Eigne Ansicht, und 1) Reise nach Töplitz im Jahre 1794, so wie 2) Kurze Beschreibung von Töplitz mit seinen Bädern und den umliegenden Gegenden, in dem Beckerschen Taschenbuche für das Jahr 1794, und 3) die neueste Beschreibung von Töplitz und den umliegenden Gegenden und Oertern 2c. vom Jahre 1808, haben den Stoff zu vorstehender Beschreibung geliefert.

Eine Ansicht der Ruinen des Töplitzer Schloßberges findet sich als Titelkupfer vor Uhlorskys Briefen über Polen, Oesterreich, Sachsen, Baiern u. s. w., 1ster Band. Nürnberg 1808. 8., von Schumann gestochen.

Ein schönes großes kolorirtes Blatt zu 4 Rthlr., von Klotz gezeichnet, und von Vigani d. J. in Dresden gestochen, ist bei Rittner in Dresden zu haben.

(* * *)

66.

Teck

bei Kirchheim im Württembergschen.

Fata trahunt homines fatis urgentibus, urbes,
Et quodcunque vides, auferet ipsa dies.

SANAZARII Eleg. ad ruinas Cumarum.



66.

Teck.

Merkwürdig ist es, daß in dem jetzigen Königreiche Württemberg so viele Stammsitze noch blühender und längst erloschener Regentenfamilien aufgefunden werden. Hohenstaufen gehört dazu, schon seit der schandbaren Vertilgung dieses Geschlechts. Altdorf, die Heimath der Welfen, nennt es sein, so wie Limpurg, der mächtigen Zähringer und also des Badenschen Hauses Wiege, wo auch — wenn wir einer alten Nachricht trauen dürfen —, des österreichschen Hauses Urahnherr, der wahrhaft große Regent, Rudolph von Habsburg, das Licht erblickte. Hohenzollern, wo der Fürsten dieses Namens und der preußischen Könige Stamm, wurzelte, liegt, wenigstens umschlossen von Württemberg; und außer diesen, welche große Anzahl von Stammburgen minder empor gekommener Geschlechter, giebt es nicht in diesem Lande! Da sind die Grafen von Buchhorn, von Achalm, von Zollern, von Urach, von Calw, von Vayhingen, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Herzoge von Teck, von Urslingen und viele an-

dere mehr. Alle fanden sie im jetzigen Württemberg, zugleich mit den Grafen dieses Namens, ihren Ursprung. Diese wurden Herren ihrer Burgen, ihres Landes, erhoben sich zum königlichen Throne, und jene, gleich alten, gleich edlen Geschlechter, sind erloschen, verschwunden, vergessen, wie, nach Jahrhunderten, Familien vergessen seyn werden, deren Stammbaum jetzt mit reich belaubten Aesten grünt und dauernden Wachsthum verspricht. Erhielten nicht noch die wenigen Reste der Stammburgen ihre Namen in unserm Andenken, wären es nur die blassen Schriftzüge alter Urkunden, die den Forscher an sie erinnerten, wie wenige gedächten ihrer noch!

Von ihnen sey jetzt das alte Geschlecht der Teck herausgehoben, seine und seiner Burg Geschichte und Lage hier mitgetheilt.

Anderthalb Stunden von dem Städtchen Kirchheim unter Teck und dicht über dem Städtchen Owen, erhebt sich ein Berg, die Teck, (die Ecke, d'Ecke, Tecke, Teck,) genannt. Er hängt zwar mit dem großen Gebirgszuge — die Württembergsche Alp — zusammen, und macht einen Theil desselben aus, ein tiefer Einschnitt trennt ihn jedoch so davon, daß man ihn eben so gut für isolirt stehend annehmen kann. Seine Form ist länglich. An beiden Enden läuft er in schroffe Felsen aus, wovon der südliche der gelbe Felsen heißt, und der nördliche die Ruinen der Burg Teck trägt. Auf der Abend- und Nordseite ist er weit herauf mit Ackerfeld angebaut, und oben sind Viehweiden. Die Morgenseite deckt, von oben bis unten, Wald.

Die Mittagsseite hat Weinbau bis zu einer Höhe von 1500 Fuß über dem Meere. Freilich gehört dieser Wein nicht zu den bessern Gattungen, welche im Württembergschen gebaut werden.

Die Burg Teck stand schon, ehe es Herzoge von Teck gab. Unter den Bergvesten Schwabens war sie eine der umfassendsten und stärksten. Wer sie erbauete, ist bis jetzt unbekannt, aber schon im Jahre 1152 verpfändete sie Berthold IV. von Zähringen noch als Zähringsches Gut. Wer weiß, wie alt sie damals schon war. Der Name ihres Zerstörers ist aber auf uns gekommen. Hans Wunderer hieß der Unhold, der sie im Jahre 1525 im Bauernkriege einäscherte.

Der Bauart nach ist sie nicht von den Römern, sondern wohl von den frühen Bewohnern dieser Gegend errichtet worden. Was noch steht, ist von bewundernswürdiger Festigkeit. Nach dem Städtchen Owen zu, sind die Mauern am besten erhalten. Da stehen auch noch vier Halbthürme. Ein Theil der Ecke dieser Seite ist niedergerissen, weil der Herzog Karl Alexander von Württemberg († 1737) daselbst der Gräfin von Hohenheim Aussicht verschaffen wollte. Hier ist auch der Felsen am wenigsten steil, so daß man von Owen her, ohne Gefahr ihn ersteigen kann.

Gegen Mittag steht ein Thurm halb, innen bedeckt. Da war sonst das Burgverließ, in das man noch hinabsteigen kann. Diese mittägige Seite ist stark beschädigt. Mehr noch sind es die gegen Morgen und Mitternacht,

wo die Mauern bis auf den Grund verschwunden sind. Auf der Mitternachtsseite, gegen Kirchheim, war das Thor. Noch jetzt ist der Eingang da, zu welchem ein gut gemachter Weg führt.

Von den innern Gebäuden ist nichts mehr da, und die Grundmauern derselben deuten nur noch an, daß der große Burgplatz länglich-viereckig war. Ein runder gemauerter Kreis, noch deutlich zu erkennen, bezeichnet die Stelle, wo ein Brunnen oder eine Zisterne war, die ausgefüllt ist.

Der, vorhin erwähnte, Herzog Karl Alexander von Württemberg, ein erfahrner Mann im Waffenhandwerk, hatte einst die Absicht, auf der Teck eine Festung anzulegen. Es wurde auch eine Kaserne hinaufgebauet, deren schlechte Grundmauern noch zu sehen sind, und Soldaten hineingelegt, aber glücklicherweise starb er vor der sehr kostspieligen Ausführung. Würde nicht nur die Burg, sondern der ganze Berg befestigt, so würde er unüberwindlich seyn, da er von keiner Seite her mit Nachdruck beschossen werden könnte.

Die Lage von Teck ist in Ansehung der Aussicht, unvergleichlich. Mit Recht wird diese unter die schönsten auf der ganzen Alpkette gezählt. Zwar kommt der Berg an Höhe andern dieses Gebirges nicht gleich, er mißt 2,309 Pariser Fuß, während z. B. der Roßberg 2,686 Fuß hoch ist; aber seine Lage macht, daß er dennoch die höhern Berge an Aussicht übertrifft. Von Zollern herab bis zu dem mächtigen Hohenstaufen hinüber, und von der Alpwand

im

im Rücken bis tief in das Unterland hinab, schweift der Blick frei und ungehindert umher, und tausend Dörfer und Städte und Berge und Thäler werden hier unsere Nachbarn.

Vorzüglich sind es die nächsten Umgebungen, welche hier das Auge reitzen. Eine schönere Landschaft kann man weit und breit nicht sehen, als diejenige ist, welche sich um den Fuß des Berges hin zieht; und ein wilderes Gemälde kann auch der kühnste Pinsel nicht erfinden, als das ist, welches die nahe Alpenwand darbietet. Welche Anmuth auf der einen, welche Größe und Erhabenheit auf der andern Seite! Hier überall die Fülle, überall Leben und Freude; ein Dorf, eine Stadt an der andern: dort Berge auf Bergen, Felsen auf Felsen, und überall finstere Klüfte und Wälder.

Auf der westlichen Seite zieht sich das, durch seine Anmuth bekannte, Lenninger Thal mit seinem Wiesenteppich und seinen Obstwäldern, in den Schooß der Berge hinein. Man erblickt, wie bei einem reitzend gekleideten Mädchen, gerade so viel davon, daß man eine lebhafte Sehnsucht nach dem Verhüllten empfindet. Dem Städtchen Owen, sieht man in die Straßen. Die Dörfer Dettingen, Bruken, Unterlenningen mit der Ruine der Burg Sulzburg, sind täuschend nahe. An dem nicht sichtbaren Ende des Lenninger Thales liegt Gutenberg, wo, nach Sattler, „eine große Staig gegen der rauhen Alp gehet, von welcher man sagt: wenn die Fuhrleute von der Alp an die Staig kommen, und dem unten am Berge wohnenden

Wirthe zurufen, was sie essen wollten, so könne dieser das Essen wohl noch fertig machen, bis sie herabkommen."

Einzig ist der Standpunkt auf Teck durch die Menge von Ruinen, welche man um sich her sieht. Man glaubt sich in das Land der Ritter versetzt. Ueberall Burg an Burg, Schloß an Schloß! Neuffen, Limpurg, Aichelberg, Diepoldsburg, Hahnenkamm, Sulzburg, Rauber, Wielandstein, Merkenberg, Lichteneck, Sperberseck, die Sitze der Wernaue u. s. w., liegen hier alle dicht bei einander, gleich Tempelhallen der Vergangenheit. Und welche Erinnerungen knüpfen sich nicht an die meisten dieser Namen! Dort auf dem felsigen Neuffen hatte das berühmte Geschlecht seinen Sitz, wovon ein Sprosse, Heinrich von Neuffen, mit Anshelm von Justingen, von den deutschen Fürsten heimlich nach Sicilien geschickt wurde, Friedrich II. herbeizuholen, um ihm die deutsche Königskrone aufzusetzen. In Limpurg, das sich dort bei dem alten Städtchen Weilheim erhebt, haben wir den alten Stammsitz der Herzoge von Zähringen vor uns. Hier endete im Jahre 1078 Herzog Berthold I. von Zähringen sein thatenvolles Leben; hier erblickte Rudolph von Habsburg, der große Kaiser, das Licht der Welt, wenn uns Fürst Gerbert recht berichtet hat. Drüben auf dem sonnigen Aichelberge herrschten die angesehenen Grafen von Aichelberg, und hier auf der Diepoldsburg saßen am Ende des 9ten und zu Anfang des 10ten Jahrhunderts die letzten kais. Kammerboten Erchinger und Berthold, welche auf der Reichsversammlung zu Altheim zum Tode verurtheilt wurden, und der herzog-

lichen Gewalt wieder Platz machten, die sie am Ende ihrer Tage noch selber an sich gerissen hatten. In der That, eine interessantere und historisch-reichere Stelle kann man schwerlich irgendwo finden.

Wenn man die Lage der Schlösser, welche man auf der Teck vor oder um sich hat, überschaut, so dringt sich die Beobachtung von selbst auf, wie oft die natürliche Lage mit dem politischen Ansehen der Bewohner so sichtbar harmonirte. Vorwärts von dem Gebirge, auf den Vorkegeln, stand die angesehene Linie der Fürsten- und Grafenhäuser Zollern, Tübingen, Achalm (Urach), Neuffen, Limpurg, Aichelberg, Hohenstaufen u. s. f. Wie die Burgen und die Berge über andere hervorragten, so ragten auch ihre Besitzer über die Nachbarn hervor. Niedriger und mehr im Gebirge sich haltend, hatte sich die Reihe der untergeordneten Geschlechter angebaut. Ihnen allen gegenüber, unten im freundlichen Neckarthale, erhob sich Württemberg, damals klein und unbedeutend, jetzt emporgehoben und herrschend über alle Besitzungen jener längst erloschenen Geschlechter.

Die Herzoge von Teck sind in Hinsicht ihrer öffentlichen Handlungen vielleicht das unbedeutendste unter allen erlauchten Geschlechtern, die vom 11ten bis ins 15te Jahrhundert geblüht haben. Die Geschichte erzählt fast nichts von ihnen, und auch Urkunden melden meistens nur ihre Geburts- und Sterbejahre, die Namen ihrer Weiber und Kinder und die Epochen der Verpfändung und des Verkaufs ihrer Güter. Eine alte Handschrift sagt zwar, daß

Herzog Konrad von Teck — er lebte um das Jahr 1220 — zum römischen König erwählt worden sey, aber man findet diese Nachricht nirgends bestätigt.

Als Stammvater der Tecks wird Adelbert, ein Herzog von Zähringen, angesehen. Das Geschlecht reicht aber bis in die ältesten Zeiten hinauf. Die Teckschen Güter gehörten zu den Stamm- und Erbgütern des Zähringischen Hauses, und wurden erst nach dem Tode Bertholds IV. von Zähringen davon getrennt, und der Adelbertschen Linie zugetheilt. Adelbert und seine Nachkommen nannten sich Herzoge von Teck, weil sie durch ihre Geburt Herzoge waren und ihren Sitz auf der Teck hatten, gerade so, wie sich einst Berthold III. und seine Nachkommen Herzoge von Zähringen nannten, weil ihre Väter die herzogliche Würde bekleideten, und das von Berthold II. erbauete Schloß Zähringen Hauptsitz der Familie geworden war. Sie knüpften auf diese Art die Namen der Residenzschlösser an die Würde ihres Geschlechts. Uebrigens waren die Teckschen Besitzungen ausgebreitet genug, besonders zur Zeit des Interregnums nach Abgang der Hohenstaufen, um auch den Titel Herzogthum zu verdienen.

Das Tecksche Haus stand als solches ungefähr nur 200 Jahre, von 1189 bis 1385. Ein ungewöhnlich starker Familiensegen, verderbliche Theilungen und sorglose Haushaltung — entgegengesetzte Eigenschaften von denen, durch welche das Haus Württemberg in der nämlichen Zeit emporkam — führten seinen baldigen Verfall herbei. Alle Besitzungen gingen schnell nach einander durch Veräuße-

rungen fort. Dieses Schicksal hatten im Jahre 1381 sogar das Stammschloß Teck und die Hauptstadt Kirchheim, und im Jahre 1385 wurde vollends das Letzte, die Residenz- und Begräbnißstadt Owen, und die Besitzungen im Lenninger Thale, mit dem Schlosse Gutenberg hingegeben. Der arme Herzog Friedrich von Teck, der diesen Handel eingehen mußte, war Vater von funfzehn Kindern. Zwar waren sieben Söhne darunter, aber auch nicht Einer pflanzte sein Geschlecht fort. Wie zum Untergange bestimmt, ging es mit steigender Eile zu Grunde, und mit Ludwig, dem vertriebenen Patriarchen aus Aquileja, wurde im Jahre 1439 zu Basel der letzte Teck begraben.

Fast am Rande der obersten Höhe des Berges, ist unter der Burg Teck eine natürliche Höhle, die eine große Oeffnung hat, von Menschenhänden erweitert zu seyn scheint und zuletzt ganz eng zuläuft. Man nennt sie das Sibyllenloch und fabelt davon, daß sie bis nach Owen, wo die Tecks ihr Erbbegräbniß hatten, hinabgeführt habe. Das Volk läßt in dieser Höhle einen reichen Schatz verwahrt seyn, den ein schwarzer Pudel bewache. Niemand hat es noch gewagt, ihn zu heben, und einigen Spaniern, die zur Zeit des schmalkaldischen Krieges, 1547, zu Kirchheim in Garnison lagen und ihn heben wollten, bekam der Versuch sehr übel. Nur mit Lebensgefahr, zerfetzt und zerzaust, erblickten sie das Tagslicht wieder.

Wer sich für die Geschichte der Herzoge von Teck interessirt, wird nicht versäumen, auch in dem Städtchen Owen, am Fuße des Teckberges, einzukehren und in der

Kirche der Ruhestätte dieses Geschlechts einen Besuch zu machen. Hier befindet sich auch eine Stammtafel des herzoglichen Hauses, die aber sehr verdorben ist, und ihren Zustand allgemein bedauern ließe, wenn sie nicht in dem Kunstkabinet zu Stuttgart noch in einem zweiten Exemplare vorhanden wäre. Die Tafel hat übrigens bei weitem nicht den historischen Werth, den man ihr gewöhnlich zuschreibt. Sie ist ein Produkt des 16ten Jahrhunderts, und von dem Bibliothekar Rittel verfaßt, demselben, der auf Befehl des Herzogs Ludwig von Württemberg die Teckschen Grabmähler zu Owen untersuchte.

Wie ansehnlich vormals die Teckburg war, beurkunden noch zwei Gemälde in dieser Kirche. Das eine, durch spätere Hand erneuert oder vielmehr übertüncht, ist weniger brauchbar, als das andere. Eine Kopie davon befindet sich in „Sattlers Topographie von Württemberg" und im „Schwäbischen Taschenbuch" auf 1820. Stuttgart. 12. gez. und gest. von Seyffer.

* * *

Sattlers Topographie von Württemberg, die kleinen Länder- und Reisebeschreibungen von Meiners 2ter Theil, das 119te und 121ste Stück des Morgenblattes von 1812, das 253 — 255ste Stück der Zeitung für d. elegante Welt von 1814, und das schwäbische Taschenbuch auf 1820, haben den Stoff zu Vorstehendem geliefert. Im Stuttgarter Almanach auf 1790. 12. ist eine kleine Abbildung von den Ruinen Tecks zu finden, von denen es aber gewiß noch bessere, mir nur nicht bekannte, giebt.

67.

Die Burgen in Rüdesheim
am Rhein.

Alles wandelt dahin; den Schauplatz preislicher Thaten
Hüllet nur Grauen und Nacht, Schwermuth umdüstert den Blick.

Justi.

67.

Die Rüdesheimer Burgen.

In der Blüthezeit der Fehde und der Räuberei unserer Ahnherren thürmte der herrschsüchtige Adel seine Vesten vorzüglich in solchen Gegenden in die Luft, wo auf reichlichen Fang zu rechnen war. In abgelegenen Winkeln, da, wo keine Landstraße durchführte, gab es daher wenige oder keine; aber wo viel Verkehr, wo starker Gütertransport war, da nisteten diese Raubvögel in Menge an. Auch damals schon dienten die Flüsse Deutschlands zur leichtern Betreibung des Handels, und das lockte denn mehrere Ritter vom Stegereif herbei, an ihren Ufern sich einen festen Sitz zu erbauen. Hier lagen sie auf der Lauer, und kein vorüberschiffender Handelsmann kam unberaubt, wenigstens nicht ungezehndet, durch. Es war ganz bequem, auf diese Art sich zu nähren; die Beute mußte selbst in die Schlinge laufen. Dies war's aber eben, was so viele herbeilockte, sich da anzusiedeln, so daß zuletzt keiner volle Nahrung hatte. Da warfen sich nun wieder Andere als Beschützer der Vorüberfahrenden auf.

Sie erbaueten Burgen an den Ufern, und ließen einzig ihr Geschäft seyn, gegen Anfälle aus den Raubburgen zu sichern, und die Schiffenden eine Strecke Wegs, freilich gegen eine gute Bezahlung, zu begleiten.

An allen Flüssen Deutschlands war dies mehr oder weniger der Fall, und noch jetzt sehen wir die Ruinen solcher Raubnester an ihren Ufern, besonders wo diese gebirgig oder nur hoch sind. Reichlicher sind aber keines Flusses Ufer damit überfüllt, als die des Rheins. Da, wo sich seine stolzen Wogen zwischen den schönen Gebirgen von Mainz bis Bonn hinwälzen, da kann man wohl sagen, wimmelt es von Burgen. Dicht unten am Ufer und hoch oben auf schwindelnden Höhen sehen wir noch jetzt ihre zerfallenden Reste. Aus ihnen gingen die größten adeligen Familien Deutschlands hervor. Man hat vergessen, was ihre Ahnen waren, so wie man in hundert Jahren nicht mehr daran denken wird, daß mancher glückliche Feldherr unserer Zeit aus dem Staube entstand, dessen Nachkommen dann im Besitz der Reichthümer sind, die er nicht auf die rechtmäßigste Art erwarb. Die Zeit hat den Besitzstand der erstern geheiligt; die Zeit wird das Nämliche bei diesen thun.

Sonst bangte es dem Schiffer, der zwischen diesen Raubvesten hindurch mußte. Es waren ihm unersättliche Schlünde, aus denen Tod und Verderben für ihn hervorbrach. Jetzt sind sie eine unbeschreibliche Zierde, ein Schmuck für die ohnehin schon hinreißend schöne Gegend. Der Schiffer fährt sorglos unter ihnen hin, und erzählt

dem staunenden Fremdling Sagen und Mährchen von den wankenden Mauern.

So wandelt sich Alles auf Erden um! Was einst hoch thronte, üppig prunkte, stolzirte — modert nun im Staube. Was wir prunken, sich brüsten, sich blähen sehen, wird auch einst Staub seyn und vergessen werden.

In der schönsten der Rheingegenden, dem sogenannten Rheingau, liegt am rechten Ufer des stolzen Stroms der große Flecken Rüdesheim. Malerisch dehnt er sich dahin, und über ihm wächst auf zahllosen Terrassen, an steilen Bergen, der feurige Wein, der wohl keinem Freunde des Frohseyns unbekannt ist. In diesem Rüdesheim befinden sich vier verschiedene Burgen, die heißen: die Brömser- oder Niederburg, die Oberburg, die Mittelburg und der Brömserhof.

Am Ende des Ortes liegt, dicht am Ufer des Rheins, die erste, die Brömserburg; halb Ruine, halb noch erhalten. Nach ihren vormaligen Besitzern erhielt sie diesen Namen, eigentlich aber heißt sie die Niederburg. Die flache Lage dieser ehrwürdigen und höchst interessanten Burg, zeigt uns ihre ursprüngliche Bestimmung. Nicht auf einem unzugänglichen rauhen Felsen, sondern auf einem niedrigen Abhange am Rhein erbauet, diente sie, wenigstens ihrem Ursprunge nach, nicht zum Raube, sondern einzig als Brückenkopf zur Deckung des Rheinüberganges, und als sicheres Vorwerk des jenseitigen Kastells von Bingen, das Drusus erbauete. Ein Römerwerk also die Niederburg! Der Beweis für diese Angabe

findet sich vorzüglich in einem, erst neuerlich in der Burg entdeckten, unterirdischen Gewölbe mit römischen Gefäßen, Aschenkrügen, Thränengläsern, Asche und Knochen angefüllt, welches alles jetzt in der Burg aufgestellt ist. Frühe schon mag indessen dieses Römerkastell oder Vorwerk zu Grunde gegangen seyn, und nun wurde auf seinem Fundamente, zu der Karolinger Zeiten, eine Burg erbauet, was die darin noch befindlichen Säulen an den Kaminen der Säle, beurkunden. Spätere Erweiterungen zeigen uns die gothischen Fensterwölbungen, so wie die ganze ungeheure, nur Festigkeit bezweckende, Steinmasse. Ihr gegenwärtiger Besitzer, der Graf Ingelheim, schmückte das alte Gebäude auf die schonendste Weise, und ohne sein ehrwürdiges, alterthümliches Ansehen im mindesten zu verletzen. Ein viereckiger, von uralten schwarzen Mauern umgebener, Hof bildet den Eingang. Durch enge, spaltenartige Thüren, gelangt man zu schmalen steinernen Treppen, und ehe man es glaubt, ist man in einem schön verzierten Saale, dessen hohe gothische Bogenfenster, die Aussicht in eine paradiesische Landschaft öffnen. Dunkele, vom Wachtfeuer geschwärzte, Gewölbe führen in freundliche Wohnzimmer und zierliche kleine Gemächer, aus denen man durch neu gebrochene Thüren und angelegte Treppen, auf die Zinnen der Thürme und Mauern steigt, bis wohin die am Abhange des Hügels üppig wachsenden Reben hoch empor sich winden. Leichte Brücken führen, über Abgründe, von einer Abtheilung der Burg zur andern, bis auf den höchsten Punkt, welcher eine Plattform bildet,

wo liebliche Gesträuche blühen, und eine reiche schöne Aussicht sich öffnet. Seitwärts gelangt man durch einen engen Gang in das Burgverließ. Das Ganze gleicht einem Traume, der die wunderbarsten, durch Jahrhunderte von einander geschiedenen, Gegenstände schön vereinigt.

Die Geschichte der Römer- oder Niederburg liegt völlig im Dunkeln. Daß Karl, den man den Großen nennt, sie wieder erbauete auf die noch vorhandenen römischen Gußmauern, ist sehr wahrscheinlich, und bezeugen solches die erwähnten schönen Karolingschen Säulen in den Sälen der Burg. Ließ er doch auch einen Theil des Rüdesheimer Berges mit Reben aus Orleans bepflanzen! hielt sich daher wohl gern hier auf. Im Mittelalter war diese Burg nicht sowohl ein Jagd- oder Lustschloß, als vielmehr eine Veste, zum Schutze des Landes und der Schifffahrt erbauet, daher sie auch ihre Burgmannschaft hatte. Unter diesen Burgmännern befand sich eine ritterliche Familie, welche in der Folge den Namen: von Rüdesheim, annahm, in welchem schon frühzeitig bedeutenden, der Kirche in Mainz gehörenden, Orte sie Güter und Wohnsitz hatte. So wie sie anfangs, wie es scheint, Ministerialen der deutschen Könige waren, so findet man sie in der Folge als Dienstleute der Erzbischöfe von Mainz. Die Burg besaßen sie aber als Allodium, und erst im Jahre 1282 trugen sie solche dem Erzstift zu Lehn auf und erhielten sie als Lehn zurück. Das erste bekannte Stammglied der Ritter von Rüdesheim, ist Wernher, welcher im Jahre 1128, als Mainzer Ministerial in einer

Urkunde vorkommt. In der Folge wurde diese Familie sehr zahlreich, angesehen und wohlhabend. Sie theilte sich in mehrere Linien, welche unter vielerlei Namen und Wappen in Urkunden vorkommen. Die älteste behielt den Namen Rüdesheim, die andern hießen: Kind, Fuchs, die weißen, Winter, vom Markte u. s. f. von Rüdesheim. Die älteste erlosch mit Melchior im Jahre 1494. Die Winter von Rüdesheim blühten aber noch im Jahre 1500. Eine Tochter des letzten Winter, Anna, heirathete Wilhelm Brömser von Rüdesheim. Durch sie kam er zu mancherlei Erbgütern der Ritter von Rüdesheim. Brömser gehörte aber nicht zu der Familie der Rüdesheimer, sondern zu einer, die von Preßberg im Rheingauer Waldgebirge abstammte, und unter dem Namen: Brumser, erst im 14ten Jahrhunderte urkundlich erscheint. Durch Heirath und sonstige Erwerbung erhielten sie mancherlei und beträchtliche Güter in Rüdesheim und in andern Gegenden des Rheingaues. Ja, nach dem Erlöschen der Ritter von Rüdesheim und der Winter von Rüdesheim, kam der größte Theil ihrer Güter, und auch die Niederburg, an die Brömser, welches Geschlecht nun auch das alte Rüdesheimer Wappen annahm. Weit gefehlt ist es daher, wenn man sich dadurch verführen läßt, wie Humbrecht und so viele andere Genealogen, Historiker und Reisebeschreiber zeither gethan haben, das Geschlecht der Brömser mit der alten Ritterfamilie von Rüdesheim zu verwechseln oder zu vermischen, was durchaus nicht seyn darf. Niederburg kam aber in Verfall, als sich die

Brömser eine neue Burg, ganz oben im Flecken Rüdesheim, erbaueten, welche noch gegenwärtig der Brömserhof genannt wird, und von der Niederburg wohl zu unterscheiden ist.

Das Geschlecht der Brömser wurde im 17ten Jahrhunderte in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und zählte unter seine Stammglieder sehr ansehnliche und gelehrte Staatsmänner. Eins der merkwürdigsten ist Johann Brömser von Rüdesheim, welcher ums Jahr 1381 bekannt wird, und im Jahre 1416 oder 17 starb. Er war kurmainzischer Oberhofmeister, und wurde im Jahre 1415 Vicedom im Rheingau. In seinen jüngern Jahren unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina und Jerusalem, war aber unglücklich und kam in türkische Gefangenschaft, in welcher er mehrere Jahre in schweren Ketten schmachten mußte. In dieser unglücklichen Lage gelobte er, wenn ihm Gott seine Erlösung schenken und ihn wieder glücklich nach Hause bringen würde, die Erbauung mehrerer Kirchen, nebst den dazu erforderlichen milden Stiftungen. Auf eine fast wunderbare Art wurde seine Bitte erhört. Mit sammt seiner schweren Kette fand er Gelegenheit aus dem Gefängnisse zu entfliehen, gutmüthige Menschen halfen ihm fort, und er kam glücklich nach Rüdesheim zurück. Seines Gelübdes eingedenk, erbauete er nun im Jahre 1390, zu Noth-Gottes bei Rüdesheim, wo schon eine kleine Kapelle stand, die aber, wegen der starken Zuströmung des andächtigen Volkes zu klein war, eine neue geräumigere Kirche. In dieser hing er die mitgebrachte

Kette, an der er so viele Jahre gefesselt gewesen, zum Andenken auf. Dann bauete er die schöne und große Pfarrkirche in Rüdesheim, auf deren Thurme noch bis auf den heutigen Tag der halbe Mond statt der Wetterfahne sich dreht, zum Andenken an die Begebenheit, welcher diese Kirche ihre Entstehung verdankt. Ferner erbauete er die Kirche zu Bornhofen am Rhein, das am Fuße des Berges liegt, auf welchem man noch die Burgruine von Sternfels erblickt. Vollendet wurde jedoch diese Kirche erst im Jahre 1435, von seinem Sohne, der auch Johann hieß, und, so wie Noth-Gottes, im 17ten Jahrhunderte den Kapuzinern übergeben. Aber auch diese sind nicht mehr daselbst. Noth-Gottes ist in ein Landgut verwandelt, und vom Kloster Bornhofen ist, außer der Kirche, wenig übrig. Der letzte des Brömser-Geschlechts war Heinrich, Freiherr Brömser von Rüdesheim. Er starb 1668. Seine beträchtlichen Lehn- und Allodialgüter erhielten nun andere Besitzer, und namentlich kam die alte Burg oder Niederburg, Brömserburg — damals schon eine Ruine — als Lehn an die Familie von Metternich, und nachher, durch Kauf, an ihren jetzigen Besitzer, den Grafen Ingelheim.

An die Nieder- oder Brömserburg stößt mit ihren Umgebungen, die Oberburg. In der Ferne scheint sie mit jener ein Ganzes auszumachen, was aber nicht der Fall ist. Sie liegt höher, und besteht aus zwei Theilen, wovon der eine älter als der andere ist. Zu ersterm gehört der sonderbar gestaltete, unten breit und oben spitz zulaufende viereckige Thurm, nebst noch anderm Mauerwerk

Das

Das übrige Gebäude ist weit jünger und zum Theil noch bewohnt. Das Ganze umschließt ein breiter und tiefer Graben. Wahrscheinlich gehörte diese Burg vordem auch zur Niederburg und den Rittern von Rüdesheim. Sie kam von diesen aber nicht an die Brömser, sondern an die Familie von Boos, die sie Anfangs als Lichtenberg'sches, dann als Hanau'sches, und endlich als Nassau'sches Lehn (vermuthlich ein aufgedrungenes) im Besitz hatten. Gegenwärtig besitzt sie, nebst beträchtlichen Weinbergen, der Graf Boos in Sayn bei Benndorf.

Außer diesen beiden Burgen befindet sich in Rüdesheim noch eine dritte und vierte, die Mittelburg und der Brömserhof. Erstere, von der nur noch ein kleiner Thurm auf dem Markte übrig ist, gehörte auch den Edlen von Rüdesheim. Es wohnte eine Linie derselben darin, die sich de foro Rudensheim (vom Markte) nannte, und schon im Anfange des 13ten Jahrhunderts vorkommt. Von ihr kam sie an die Brömser, und dann an deren Allodial-Erben, von welchen sie an Privatpersonen verkauft ward. Letztere, der Brömserhof, liegt am Ende von Rüdesheim, und ist bei weitem nicht so alt, wie die schon genannten drei Burgen. Sie ist groß, sehr massiv, doch ziemlich bequem, und wahrscheinlich im 15ten Jahrhunderte von den Brömsern erbauet. Noch vor dem Ableben des letzten Brömsers, kam diese Burg, oder dieser adelige freie Hof, durch Erbschaft und Verheirathung, an die Familie von Bettendorf, welche daher auch, wenigstens im Anfange, das Brömser'sche Wappen führte. Nach

dem Erlöschen dieser Familie kam er an die Familien Frankenstein und Erthal. Den Antheil der Erthals erbte die Frau Gräfin Coudenhoven, und da sie den der Frankensteins späterhin an sich brachte, so besitzt sie jetzt den ganzen Brömserhof, den sie auch bewohnt. In einem darin befindlichen alten gothischen Vorsaale sieht man ein merkwürdiges Alterthumsstück, einen Tisch mit Bildnissen aus der Familie von Cronberg und der Aufschrift: „Ao dni 1549 ward mir, Anna von Cronberg, dieser Tisch von meinem Sohn Hartmud und seiner Hausfrau, meiner Tochter Barbara, geb. von Sickingen, zu einem glückseligen neuen Jahr geschenkt." Anna von Cronberg war eine geborne Brömser. Sie ließ diesen Tisch im Familienhause in Rüdesheim, wo er — denn die Mode regierte damals noch nicht so wie jetzt über das Haus- und Zimmer-Geräthe — endlich an ihren Urenkel, Hermann von Cronberg und dessen Frau, Anna Sidonia Brömser von Rüdesheim, kam, und dann an die Brömserschen Allodialerben vererbt ward. Auch das Bett eines Brömsers und seiner Hausfrau wird hier im anstoßenden Schlafgemach gezeigt. Es ist sehr breit und mit allerlei Schnitzwerk und Vorstellungen aus dem alten Testamente verziert, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. In der Kapelle sind viele alte Bildnisse. Mann und Frau sind immer auf einem Bilde beisammen, und neben ihnen Namen, Jahreszahl, Wappen und ein Reimlein. Hier hängt auch die vorhin erwähnte Kette, welche Johann Brömser von Rüdesheim als Gefangener schleppen mußte, und zuerst

in der Kirche Noth-Gottes aufhängen ließ. Und die überaus großen Hörner des merkwürdigen Ochsen sieht man hier, welcher ein Christusbild an der Stelle aus der Erde wühlte, wo Noth-Gottes stand. Die wahre Geschichte der Gründung dieses Klosters haben wir vorhin gehört. Die Fabel davon müssen wir nun auch hören. Als Hans Brömser nemlich in türkischer Gefangenschaft nach Erlösung schmachtete, gelobte er unter andern auch, auf den Fall seiner Befreiung, seine Tochter Gisela dem Himmel zu weihen und ihr den Nonnenschleier umzuhängen. Als er nun befreit und zu Hause angelangt war, machte er der Tochter seinen Entschluß bekannt und befahl ihr, sich zur Vermählung mit dem Himmel zu bereiten. Da wandelten sich der schönen Gisela Thränen der Freude über die Rückkehr des Vaters in Thränen der Trauer um. Ach! sie hing mit ganzer Seele an einem benachbarten jungen Ritter, der ihrer Hand auch würdig war. Sie hatte ihm versprochen, die Seine zu werden, wenn ihr Vater wiederkäme; sie hatten geglaubt, der Vater werde ihre Wahl billigen, sie segnen, und nun sah sie auf einmal das schöne Gebäude ihrer Wünsche niedergerissen, sollte dem Glücke entsagen, in dessen Besitz sie sich schon so gewiß und so selig träumte, sollte den Schleier nehmen, sollte sich abwenden auf immer von des Lebens freundlichen Bildern, und mit ihrem liebevollen Herzen in kalte, todte Mauern sich begraben! Das zerriß ihr das Herz. Sie umklammerte die Knie des Vaters, weinte, jammerte, flehte, und versicherte, den ihrem Geliebten gethanen Eid nie brechen zu

können; aber umsonst. Der Vater blieb ungerührt, hielt es für sündlich, den dem Himmel gethanen Schwur zu brechen, stieß sein Kind von sich, fluchte ihm, wenn es nicht gehorche, und ließ es in der schrecklichsten Verzweiflung liegen. Zernichtet im Innersten, lag Gisela noch eine Weile am Boden, richtete sich dann gefaßt auf, und sprach: „Nun, kann ich nicht die Deine werden, so lebe „wohl, du schöne Welt, mit allen deinen Freuden!" Sie rannte hinaus ins Freie, und erklimmte einen hohen Felsen am Rhein. Wie ein Gespenst rauschte der väterliche Fluch hinter ihr drein. Sie will ihm entrinnen, schrie laut auf, und hinab stürzte sie in die rauschenden Wogen des Stroms. — Noch wähnt sie der Schiffer auf dem Felsen schweben zu sehen, im Sternenlicht, und zu hören ihren Klageton, der im Gesäusel der Mitternacht zerfließt.

Hans Brömser war untröstlich über das Schicksal seiner Gisela. Nun weinte, nun klagte, nun gerieth er in Verzweiflung, und gelobte endlich, zur Versöhnung ihres Schattens eine Kirche zu bauen. Aber mit dem Verschwinden des ersten Schmerzes vergaß er auch des Gelübdes. Da weckte ihn einst um Mitternacht eine furchtbare Erscheinung. Er sah den Drachen, den er in Palästina erlegt hatte, lebendig und mit aufgesperrtem Rachen auf sich losfahren, hörte die mitgebrachten Sklavenketten von der Wand rasselnd niederfallen, und schon wollte ihn das Ungethüm verschlingen, als eine blasse jugendliche Gestalt daherschwebte, in der er seine Gisela erkannte. Auf ihren

Wink zerfloß der grausende Drache in ein Nichts, sie aber warf einen wehmüthigen Blick auf ihren Vater, und verschwand.

Zu dieser wunderbaren Erscheinung kam am andern Morgen eine eben so wundervolle Nachricht. Brömsers Knecht kam zu seinem Herrn und erzählte: Als er vor Sonnenaufgang schon draußen gewesen, den Acker mit dem Stiere zu pflügen, habe er mit einem Male eine klägliche Stimme gehört, die immer gerufen: „Noth Gottes! Noth Gottes!" Der Stier habe sich darob entsetzt, gezittert, nicht von der Stelle gewollt, und mit dem Fuße die Erde aufgescharrt. — Brömser eilte hinaus auf das Feld. Hier hörte er mit eigenen Ohren die Worte gar kläglich rufen: „Noth Gottes! Noth Gottes!" und sah die Widerspenstigkeit des Stiers, sein Stampfen und Scharren. Da forschte er der Ursache sorgsam nach, und fand endlich, daß die klagende Stimme aus einem nahen hohlen Baume kam. Schnell ließ er den Baum aufhauen, und unten im weiten Raume des Stammes lag — o Wunder! eine Hostie, und da, wo der Stier gescharrt hatte, ein hölzernes Ecce-homo-Bild. Kaum hatte er Beides aufgenommen, so hörte das Klaggetön auf, und ruhig war der Stier. Ein Jude hatte die heiligen Stücke aus einer Kirche entwendet, konnte aber vor Angst und Zittern nicht ausdauern, warf daher die Hostie in den hohlen Baum, und grub das Bildlein in die Erde, um des Raubes los zu werden. Seitdem schrie es: „Noth Gottes! Noth Gottes!" und immer fort schrie es so, bis

Brömser das Brod Gottes erlöste, das Wunderbild aus dem Staube hervorzog.

Und als er es gethan, erinnerte ihn das Gewissen an die Erfüllung seines gethanen Gelübdes. Da beschloß er ein Kloster hierher zu bauen, und die Stelle, wo der Baum gestanden, zum Altar zu bestimmen. Bald stand es aufgeführt da und hieß: „Zur Noth Gottes." Das Ecce-homo-Bild wurde darin aufgestellt, und noch vor zwanzig Jahren in der Form einer hölzernen Puppe allen gläubigen Christen zum Küssen hervorgeholt. Ob es sich jetzt noch sehen läßt, und wunderwirkend ist, weiß ich nicht; aber vordem war seine Einwirkung, besonders auf unfruchtbare Weiber, groß. In der Fastenzeit war die Anzahl der Wallfahrer zu ihm außerordentlich. Oft zählte man 16000 Menschen, worunter manches Weibchen fruchtbar wieder heimzog. Und wem sonst ein gebrechliches Glied geheilt war, der ließ es in Holz oder Wachs geformt zurück und schmückte damit die Kirche.

* * *

Von den herrlichen Rheingegenden giebt es viele Abbildungen, unter denen sich mehrere von Rüdesheim befinden. Vorzüglich gut sind die beiden von Kraus und Günther, in groß quer 8., welche, nebst vielen andern Blättern, die drei Hefte der „Ansichten des Rheins von N. Vogt. Frankfurt 1804. gr. 8." zieren. Die erste, S. 48, zeigt das Städtchen Rüdesheim mit den Resten

der Niederburg und der Oberburg. Die zweite, S. 51, stellt die Niederburg ganz in der Nähe dar. Auch in Merians Topographie der Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Cölln 1646. Fol., ist Rüdesheim mit seinen Burgen abgebildet.

Die Vogt'schen Ansichten des Rheins, verschiedene Reisen auf dem Rheine, und handschriftliche Nachrichten, vom Herrn Kirchenrath Dahl in Darmstadt mitgetheilt, sind bei Vorstehendem benutzt worden.

68.

B a d e n
bei Rastadt.

Winkt nicht Baden mir dort mit den grauen Ruinen der Berghöh',
Wo noch wandeln die Geister der alten Heroen im Mondlicht?
Die du mit Matthisson einst die bemoosten Trümmern der alten
Veste besangst, o Muse, so schön auch Echo die Töne
Wiederhallet, so viel dein Bild auch Herzen gewinnet,
Auch mich hat es entzückt, zum schöneren würden dich hier noch
Diese Ruinen begeistern, zum schönern die reitzende Gegend.

Neubeck.

68.

Baden.

Aus dem Baden'schen, diesem von der Natur mit Allem so reichlich gesegneten Landstriche, der mit Recht der Garten Deutschlands genannt werden kann, sind in diesem Bande schon einige Burgen vorgeführt worden. Hier folgt noch eine, und zwar die historisch wichtigste für Baden, da sie das nähere Stammhaus der Baden'schen Fürstenfamilie ist und dieser auch den Namen gab.

Eine Stunde von der Stadt Baden — bekannt durch ihre heilsamen Quellen — liegt sie auf einem nördlichen Bergrücken, und ragt mit ihren Zinnen hoch aus Tannen und Hainbuchen hervor.

Für die Badegäste Badens ist sie eine der besuchtesten Punkte, besonders seitdem der Oberhofmarschall von Montperny Anlagen und Anpflanzungen anordnete, wodurch die Spaziergänge bequemer und freundlicher wurden. Selbst für Reitende und Fahrende schlängeln sie sich gemächlich aufwärts und bei einem unterirdischen Gange vorbei, der erst im Jahre 1807 entdeckt ward. Einer alten Sage

zufolge, soll dieser bis zum Kloster der Kapuziner in Baden geführt haben. Von einem ähnlichen zweiten Erdgange nach der benachbarten Burg Eberstein, ist gleichfalls eine Tradition im Volke. Könnte man ihn auffinden, so dürfte es wohl die Vermuthung begründen, daß die Grafen von Eberstein die ersten Besitzer der Badener Burg waren.

Mit Ehrfurcht nähert man sich dem gothisch-gewölbten Vorthore der Veste. Auf der Spitze seines Bogens prangt, noch wohlerhalten, das Badensche Wappen in alter Form. An den Seitenwänden rankt Epheu. Tannen, Ulmen und Platanen legen sich aus den Fensterbogen und bilden über ihm ein köstliches Laubgewölbe. In schönster Perspektive, unter mannigfaltiger Beleuchtung, sieht man durch die Oeffnungen alle vier, in kurzen Zwischenräumen hinter einander folgenden Burgthore.

Unweit des Vorthors, führt rechts ein Weg um das Schloß herum, dessen Ruinen auf der Ecke gegen Mittag, in der Höhe noch ungefähr 180 bis 200 Fuß messen. Um die Ecke herum zeigt sich, halbverschüttet, der Eingang in den Glockenthurm der ehemaligen Schloß- oder St. Ulrichskapelle. Weiter zieht der Weg an einer schauerlich schroffen Felswand hin, neben und unter üppiger Vegetation des Epheus, Mooses, Waldkrauts und Gesträuchs, das selbst an den erstaunenswürdigen Felsen auf der Mittagsseite sich anklammert. Auf diesem erhebt sich hier zu den Wolken der hohe, viereckige Thurm der majestätischen Bergveste, auf dessen Spitze an den Ecken kleine Wart-

thürme über der Mauer hervorspringen. Ihm gegenüber, auf der Fläche eines andern Felsens, ist jetzt unter einem Strohdache ein Ruheplatz errichtet, unter welchem man das Fundament eines ehemaligen Gebäudes entdeckte. Hier beging der 1811 verstorbene würdige Großherzog Karl Friedrich, am 11. Aug. 1809 den Hermannstag, als Namenstag des wahrscheinlichen Erbauers dieser Burg, durch ein frohes Mahl. Von da windet sich der Weg auf ungefähr anderthalb hundert steinernen Stufen, den Felsen hinan, auf dessen Oberfläche eine Einsiedelei errichtet ist. Ob der wahre Einsiedler sich nicht lieber in verborgene Waldnacht flüchtet als hierher, wo die Welt in ihrer Herrlichkeit vor ihm ausgebreitet liegt, lasse ich dahingestellt seyn; aber hier steht man auf dem Vorplatze eines der prachtvollsten Naturtheater. Links neben dem Merkuriusberge öffnet sich das Thal von Gernsbach. Zu den Füßen breitet sich das wunderschöne Thal von Baden hin, nach seiner ganzen Ausdehnung, mit dem Kloster Lichtenthal, mit dem Schlosse und der Stadt Baden, mit ganzen Gruppen von reben-, wald- und ackerreichen Hügeln, die von dieser Höhe fast wie Maulwurfshaufen erscheinen, als wäre das Thal damit übersäet. Rundum thürmt sich eine Kette von Hochbergen, die sich seltsam in einander verschieben. Gegenüber bietet brüderlich, auf dunkler Waldhöhe, der Thurm von Yberg seine Zinnen. Neben hin, durch eine Bergöffnung, schweift der Blick über das Bühler Thal, zu einem Theile des Rheinthals, nach der Seite von Straßburg. Ungleich breiter und länger, fast

unübersehbar, ist die Fläche des Rheinthals, auf die man rechts, am Fremers- und Friesenberge hin staunend blickt. In vielfacher Windung, unter zahllosem Wechsel der Gruppen, schießen aus Tausenden von Wasserspiegeln des Rheins Lichtstrahlen herauf. Dicht vor den Füßen lagert, grau und grün bedeckt, in feierlicher Stille, das heilige Alterthum der Badener Burg. Nur in den Bergen ist das Leben der Natur ganz sichtbar, wie es nur für Bergbewohner ein Heimweh giebt. Aber auch hier ist der Reichthum niederdrückend, und nur wer diese Ruine allein, ohne Gesellschaft besucht, vermag lange bei dem Anschauen ihrer nahen und fernern Umgebungen zu verweilen.

Von der Einsiedelei abwärts führt ein kurzer Fußsteig wieder in die Schloßruine. Durch das obere Thor tritt man ein. Sorglich ist der erhabene, Ehrfurcht gebietende Fels in den uralten Bauplan verwebt. Schauer ergreift das Gemüth bei dem Aufblick nach der Ulrichskapelle und zu den leeren unbedachten Fensterhallen des majestätischen Thurms. Schwindelnd sieht man aus den Fensterruinen des weiten Rittersaals in die Tiefe, auch nach den Thälern des Rheins und der Stadt Baden. Niedergestürzt sind die meisten Scheidewände und die Fußböden der obern Gemächer; nirgends mehr eine Spur von Bedachung. Ein Rasenteppich mit wilderndem Gesträuch deckt den Schutt der Gemächer und Prachtsäle; nur noch von dem hohen Gemäuer ist er umfangen. Zwischen den innern Thoren verkündet, wie eine Inschrift, der dürre weiße

Stamm eines dicken Ahorns, einsam das Alter der Verwüstung. Rechts ist der Marstall, links der Eingang in das weite, noch wohl erhaltene Kellergewölbe. Manches schöne Gewölbe mag noch unter dem Schutte verborgen liegen. Die sichtbaren Gewölbe sind von römischer, in dem Mittelbau sind Parthieen von altgothischer (maurischer oder arabischer), und in dem Aufbau sind Theile von neugothischer Bauart. Dieses erklärt sich aus dem verschiedenen Zeitalter ihrer Entstehung.

Wer dem Schwindel nicht unterworfen ist, und wem es auf ein kleines Wagstück nicht ankommt, der besteige die höchste Zinne des Schlosses, oder das Rondel, und er wird, wenn nicht für sein Herz, doch für das Auge, noch reichlichere Nahrung finden. Hier sieht man auch, von welchem bedeutenden Umfange die Ruinen sind, und die große Masse von Schutt, Steinen und Mauertrümmern zeugt laut, daß hier nicht der Wohnsitz gemeiner Ritter war.

Was der Mensch verläßt, das nimmt die Natur auf, und liebreich bekleidet sie die Zerstörung mit neuem Leben. Um das alternde Gemäuer hat sie hier den grünen Eppichschleier geworfen, und aus dem Moose des Gesteins grünt stolz die Tanne und die Rüster. Vom Fenstergesims herab streckt der Ahorn seine Arme, als sehne er sich weg vom kalten Steine zu einem warmen Leben. In der That ist in diesen Trümmern, wo einst Schaaren von Rittern und Edeln zu der Fehde oder zu dem Gelage aus dem Gau heranritten und in Prachtsälen schwelgten, eine so üppige

Vegetation, daß man glauben möchte, die ewig freigebige Natur wolle nicht dulden, daß das Todte vom lebendigen Strahle des Lichts erhellt werde.

Die Burg Baden ist die Wiege des alten Fürstenhauses Baden, in welchem der hohe Geist der Zähringer noch fortlebt. Daß Markgraf Hermann II., ein Enkel Herzogs Berthold I. von Zähringen, unter den Ahnherren dieser Familie der Erste war, der um das Jahr 1074 auf Baden wohnte, und sich nach demselben nannte, ist außer allem Zweifel; ob er es aber selbst erbauet, oder schon in der mütterlichen Erbschaft erhalten hat, ist nicht wohl zu entscheiden, wenigstens ist es erst von der Zeit an erweitert, verschönert und ungemein befestigt worden. Vier Jahrhunderte hindurch residirten die nachfolgenden Markgrafen darin, bis Markgraf Christoph I., weniger aus Neigung als der Sicherheit halber, im Jahre 1479 seine Residenz in sein neues, in der Stadt Baden erbauetes Schloß, auf dessen Stelle noch das jetzige Schloß steht, verlegte. Die verlassene alte Burg überließ er seiner Mutter als Wittwensitz. Noch zwei Jahrhunderte später war dieses majestätische Bergschloß ziemlich unterhalten, und sicher würden auch jetzt noch seine Zinnen und Hallen der Zeit trotzen, hätte nicht im Jahre 1689 auch hier Louvois Mordbrennerfackel gelodert. Als nemlich im Jahre 1685 der pfälzische Kurfürst Karl Ludwig starb, und mit ihm die Pfalz-Simmernsche Linie erlosch, machte dessen einzige Tochter, die Herzogin von Orleans, Allodialerbschafts-Forderungen an die Länder ihres verstorbenen Vaters. So unerhört

auch

auch diese waren, so wurden sie doch von ihrem Schwager, dem Könige Ludwig XIV., unterstützt. Ihm stellte sich jedoch der Bund entgegen, den Oesterreich, Schweden, Spanien und ein großer Theil der deutschen Fürsten schloß, und es entstand ein Krieg, der die Gegenden des Rheins und der Pfalz in die traurigste Einöde verwandelte. Ludwig wußte nichts von allen den Gräueln, die in seinem Namen verübt wurden, und laut mißbilligte sie die französische Nation. Nur auf dem Namen Louvois, seines Kriegsministers, ruht das schmähliche Andenken davon. Dieser Mensch, dem im südlichen Deutschland noch eben so geflucht wird, wie im nördlichen dem Tilly, gab den satanischen Befehl, die ganze Rheingegend mit Feuer und Schwerdt zu verheeren, was auch auf eine so schreckliche Weise geschah, daß die Spuren davon noch jetzt auf mehrern Punkten zu finden sind. Ein solches trauriges Denkmal ist auch die Burg Baden. Mit der Stadt Baden wurde sie zerstört, und liegt seitdem in Trümmern. Wenn man die Reste alter Raubschlösser erblickt, die in längstvergangenen Jahren der Grausamkeit und dem Despotismus zum Asyl dienten, so sieht man mit Wohlgefallen auf ihre Ueberreste, die der allgemeinen Sicherheit wegen zerstört wurden. Hier aber mischt der Gedanke, daß edle gute Menschen auf jener nun verödeten Höhe wohnten, einen trüben Schatten von Trauer in das Nachdenken, mit dem man sie betrachtet, und man möchte dem Unholde fluchen, der diese schöne Wohnung in eine Oede umwandeln ließ.

Unterhalb des Schlosses, gegen das Dorf Balg hin, bemerkt man noch viele Reste von alten Mauern. Wohnungen für Angehörige und Diener der Herrschaft; auch Oekonomiegebäude, Stallung u. dergl. mögen hier gestanden haben.

* * *

Schöpflins vortreffliche Historia Zaringo-Badensis; die geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Kurfürstenthums Baden, 1ster Band, Karlsruhe 1804. 8.; Klübers Beschreibung von Baden bei Rastadt, 2 Theile, Tübingen 1810. 8.; und Baden mit seinen Heilquellen und Umgebungen, von A. Schreiber, Heidelberg 1811. 8., habe ich hier benutzt. Im erstern Werke, Theil 2. S. 278, sind drei Prospekte des alten Schlosses aus dem J. 1764. In Merians Topographia Sueviae ist eine Ansicht der Stadt Baden, worauf man in der Ferne die Ruinen der Burg erblickt. Von Schaffroth giebt es zwei kleine Blätter, die Morgen- und Abendseite des Eingangs in das Schloß darstellend, und in den Rheinblüthen, ein Taschenbuch auf 1819, Carlsruhe. 12., ist ein sauberes Blättchen von Kunz und Haldenwang, gleichfalls den Eingang zeigend, das man, vergrößert und gest. von F. Rosmäsler d. j., in dem Taschenbuche von Mosch: die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz, 1819. 8., wieder findet.

69.

Hammerstein am Rhein.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Schiller.

69.

Hammerstein.

Wenn man auf den breiten Wogen des majestätischen Rheinstroms hinabschwimmt, und von Augenblick zu Augenblick bald kühne, bald liebliche, bald schauerliche Mahlereien der Natur vor dem trunkenen Auge sich entfalten sieht, so geräth man wirklich in Verlegenheit, welcher derselben der Preis zuzuerkennen seyn möchte. Aber nur Einen Preis auszutheilen, ist fast unmöglich; man möchte ihrer drei, vier, fünf ausgeben: und da erhielte denn gewiß auch einen die Ansicht, welche man unter Andernach hat, wo links das Dörfchen Namedy am Abhange waldiger Berge, weiterhin das noch in seiner Zerstörung bewohnte Schloß Reineck, zur Rechten, Namedy gegenüber, auf einem gigantischen Felsen die Ruinen der Burg Hammerstein und zwei freundliche Dörfer zu ihren Füßen den Vordergrund bilden und das Auge auf dem Wasserspiegel bis zu dem vier Stunden weit entfernten Sinzig hingleitet. Die Hauptzierde ist diesem Bilde die Burg Hammerstein. Mahlerisch schön ragen ihre Trümmer auf dem ungeheuern

schwarzen Felskoloß, der sich wild und schroff über das Ufer des Flusses erhebt, hervor. Verwittert von Stürmen und Regen stehen die schauerlichen Ueberreste da. Aus ihren zerfallenen Fensterbogen grünt der melancholische Wachholder, und Epheu umklettert die Spalten und Risse. Die Mittagsseite des Berges ist mit Weinreben bepflanzt, deren mildes Grün den düstern Ton der übergebückten Felswand angenehm bricht. Unten am Fuße liegt Oberhammerstein, ein kleines Dorf, dessen Bewohner einzig vom Weinbau leben, und dem man es wahrlich nicht mehr ansieht, daß es in ältern Zeiten eine wohlbefestigte Stadt war.

Wie früh die Burg Hammerstein schon stand, bleibt ungewiß. In dem Hessisch-Conradinischen Hause, dessen Stammglieder theils das Grafenamt im Niederlohngau, in Hessen, im Oberrheingau, in der Wetterau u. s. w. verwalteten, theils die herzogliche und deutsche Königswürde erhielten, befand sich ein Heribert, Graf in der Wetterau. Er hatte zwei Brüder, Conrad, Herzog in Alemannien und Graf im Oberrheingau, und Odo oder Udo, der Bischof in Strasburg war. Heribert starb ums Jahr 997 und hinterließ mehrere Söhne. Der älteste, Gebhard, war Graf im Oberrheingau von 1002 bis 1012, und starb 1016. Der zweite, Adelbert, erbte die Stammgüter in der Wetterau, und erhielt vom ältern Bruder die Grafenwürde des Oberrheingaues 1012 oder 1013. Ums Jahr 1032 starb er. Der dritte hieß Otto, mit dem Beinamen Hammerstein. Er war Graf in der

Wetterau, aber im Engersgau am meisten begütert. Ob darunter die Burg Hammerstein schon gewesen, oder diese von ihm erst erbauet ist, bleibt, aus Mangel geschichtlicher Kunde, ungewiß *). Durch seine Ehe wurde dieser Otto vorzüglich bekannt. Er heirathete nemlich seine Base und Blutsverwandte, die schöne Irmentrud oder Irmengard. Da er schon früherhin, von der Wetterau aus, das Erzstift Mainz befehdet und an vielen Orten gräulich verwüstet, und sich dadurch den unversöhnlichen Haß des Erzbischofs Erkenbald zugezogen hatte, so benutzte dieser die Gelegenheit, ihn, wegen der im verbotenen Grade geschlossenen Ehe, in den Kirchenbann zu thun. Otto kümmerte das aber wenig. Er trotzte auf seiner festen Burg Hammerstein, im Arm seines geliebten Weibes, dem geistlichen Blitzstrahle. Er trieb den Spott so weit, den Erzbischof, der im Jahre 1020 auf dem Rheine nach Köln hinabfuhr, auffangen zu wollen, was aber mißlang. Erkenbald, hierüber höchst ergrimmt, klagte darüber beim Kaiser, und bat um Vollziehung des, schon im Jahre 1018, auf dem Konzilium zu Neumagen gegen Otto gefällten Suspensions- und Exkommunikations-Urtheils und um Hülfe. Kaiser Heinrich II. war ein zu frommer und den Geistlichen zu ergebener Fürst, als daß er Erkenbalds Bitte unerfüllt gelassen hätte. In eigner Person zog er, im Jahre 1020, mit einem gewaltigen

*) Einige Alterhumsforscher lassen Hammerstein von Karl Martel oder Hammer erbauet seyn.

Heere vor Hammerstein und belagerte es. Die Geschichtschreiber geben die Art, wie diese Belagerung geführt wurde, nicht genau an; wenn wir aber die Lage der Festung auf einem steilen Berge, ihre herrlichen Thürme, und die Länge der Zeit, welche bis zur Uebergabe verfloß, bedenken, so wird es deutlich, daß Otto mehr durch Hunger und das Elend seiner Familie, als durch Waffen, bezwungen wurde. Erst im Jahre 1022 ergab sich die Veste, und in dem folgenden Jahre hielt der Erzbischof Aribo, der Nachfolger Erkenbalds, eine Generalsynode zu Mainz, worauf das Scheidungsurtheil über Otto's unerlaubte Ehe ausgesprochen wurde. Otto unterwarf sich dem Urtheil, und entsagte durch einen dreifachen Eid seiner Gattin. Aber Irmengard beugte sich nicht, und verlor daher alles Recht auf Hammerstein und selbsteigne Güter. Otto starb im Jahre 1036, nachdem sein einziger Sohn Udo ihm schon im Jahre 1034 vorausgegangen war. Otto's Grafenamt in der Wetterau und dem Niedgau kam an die Grafen von Nuringen, von Adalbert, Otto's Bruder, rechtlich abstammend. Das Schloß Hammerstein fiel dem Kaiser anheim, der es auch unter seiner und des Reichs Oberherrschaft behielt. In diesem war es, wo Kaiser Heinrich III. (als deutscher König IV.) im Jahre 1105 einen sichern Zufluchtsort fand, als um diese Zeit Drangsale und alle Gattungen von Widerwärtigkeiten wie schwarze Gewitterwolken über ihn herzogen, und er, vom Bannstrahle berührt, von eben den Fürsten, deren Rechte er mit den seinigen gegen die furchtbare Hyder der römischen

Hierarchie zu vertheidigen suchte, entthront, von seinem eigenen Sohne verrathen, nicht wußte, wo er sein Haupt ruhig hinlegen sollte, als er umsonst vor dem Bischofe von Speier gestanden und bettelnd zu ihm sprach: „Ich „machte dich zum Bischof, ich bin arm und alt. Gieb mir „eine Pfründe in dem Dom, den ich erbauete. Ich habe „etwas Latein gelernt und kann die Psalmen singen!"

Die folgenden Kaiser hatten die Veste Hammerstein einer burggräflichen Familie, die sich davon benannte, und mehrern andern burgmännischen Familien, als Reichslehn überlassen. Kaiser Karl IV. schenkte sie sammt Zubehör, im Jahre 1374, dem Kurfürsten Cuno von Trier, und die Burggrafen Wilhelm und Ludwig von Hammerstein *), sammt den Gemeinern daselbst, mußten solche als triersche Lehen nunmehr erkennen. König Wenzel bestätigte im Jahre 1376 dem Erzbischofe Cuno den Besitz und die Oberherrschaft der Burg und des Amtes Hammerstein. Im Jahre 1616 wurde der triersche Wasserzoll von Koblenz nach Hammerstein verlegt.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Hammerstein als ein wichtiger Posten betrachtet. Nach Gustav Adolphs Zug an den Rhein und seinen äußerst glücklichen Fortschritten, kam auch Hammerstein in seine Gewalt. Kur-

*) Der Isenburg- Wied- und Runkelsche Geschichtschreiber Fischer läßt diese Burggrafen geradezu von Otto dem Hammersteiner, † 1036, abstammen, was aber völlig unrichtig ist.

fürst Ferdinand von Köln, aus dem Hause Baiern, ließ seine Truppen zu den Spaniern stoßen, führte selbst das Heer gegen die Schweden an, trieb diese aus dem Kölnischen Lande und eroberte auch Hammerstein. Dies geschah im Jahre 1634. Die Spanier entfernten sich zwar hierauf aus dem Kölnischen, das triersche Schloß und Amt Hammerstein behielten sie aber, sammt dem Rheinzolle, und zogen sieben Jahre lang, bis 1641, die Einkünfte davon, wozu der Rheinzoll allein 20000 Rthlr. jährlich lieferte, und welche der spanische Resident in Köln in Empfang nahm. Der Umstand, daß von Kölnischer Seite Hammerstein erobert ward, hat wahrscheinlich die Veranlassung gegeben, daß mehrere, selbst neuere Schriftsteller behaupten, Hammerstein habe eine Zeit lang Köln gehört. Dies ist aber durchaus unrichtig. Köln hatte blos die geistliche Gerichtsbarkeit über Hammerstein.

Von den Spaniern kam Hammerstein an die Lothringer, welche der Herzog Karl von Lothringen in eigener Person befehligte. Sein Benehmen machte ihm hier eben keine Freunde. Er erlaubte seinen Truppen, die keinen Sold erhielten, Alles, und die umliegenden Orte würden schrecklich mitgenommen. Im Jahre 1646 wurde ihre Schleifung durch einen Reichsschluß und mit Einwilligung des Kurfürsten von Trier und des Königs von Frankreich, fest bestimmt; allein, er kam nicht zur Ausführung, und die Lothringer blieben im Besitz. Da Spanien, nach geschlossenem westphälischen Frieden, den Krieg gegen Frankreich noch fortsetzte, die Lothringer aber in ihrem Solde

standen, so trieben diese auch ihr Wesen auf Hammerstein fort, und beunruhigten vorzüglich die Rheinschifffahrt. Dies dauerte so lange, bis der Herzog Karl, verschiedener Ursachen halber, von spanischer Seite im Jahre 1654 zu Brüssel in Verhaft genommen, nach Antwerpen gebracht, und endlich nach Spanien abgeführt wurde. Da ließ der Kurfürst von Trier, Karl Kaspar, aus der Familie von der Leyen, Truppen ausrücken, um Hammerstein einzunehmen und seine Besatzung zu vertreiben. Es gelang ihm dies auch, und der lothringische Kommandant mußte es am 3ten April 1653 übergeben. Was zu seiner Befestigung gedient hatte, das fand man alles im besten Zustande, aber die Gebäude selbst waren schlecht unterhalten worden. Der Kurfürst behielt nun Hammerstein für sich, ließ es wieder herstellen und erhalten, bis nach dreißig Jahren Louvois Horde in diesen paradiesischen Gegenden gleich Kannibalen hauste, dieser Mensch seinem Privatinteresse den Wohlstand vieler Tausende opferte, und Städte und Länder durch Sengen und Brennen verheeren ließ. Da ging auch Hammerstein mit unter. Im Jahre 1688 eroberte und zerstörte man es, und seitdem verwittern seine Trümmer. Mit der umliegenden Gegend kam auch die Burgruine und das Amt Hammerstein im Jahre 1803 an Nassau. — Am Fuße des steilen Berges, worauf man die Ruine erblickt, liegt das Dorf Ober-Hammerstein. Weiter unten liegt Nieder-Hammerstein, auch ein Dorf, und gegenüber, am andern Ufer des Rheins, das Dörfchen Fornich, das, zur Römerzeit, der letzte militärische Punkt

für die Armee des Oberrheins gewesen zu seyn scheint. Die Inschriften auf den daselbst aufgefundenen römischen Opfer- und Votivsteinen, theilt Schreiber in seinem Handbuche für Reisende am Rheine mit.

Die Familie von Hammerstein, welche im Hildesheimschen und Hannöverschen zu Hause ist, scheint übrigens in keiner Verbindung mit dieser Burg gestanden zu haben.

* * *

Hontheim Triersche Geschichte; der denkwürdige und nützliche Antiquarius des Rheinstroms, 1744. 8.; Melißantes neu eröffneter Schauplatz, 1715; handschriftliche Beiträge des Hrn. Kirchenraths Dahl in Darmstadt, und Vogts Ansichten des Rheins, in welchen sich auch eine Abbildung der Ruinen befindet, haben den Stoff zu Vorstehendem geliefert. In Merians Topographie von den Bisthümern Mainz, Trier und Cölln, 1646, ist Hammerstein zu sehen, wie es noch eine respektable Festung war.

---

70 — 73.

Schadeck, Hinterburg, Mittelburg und Vorderburg

im Neckarthale.

Bligger der Landesschade quält die Welt;
Es lösen sich durch ihn der Ordnung Bande
Und Sitt' und Recht. Durch Blut und Feu'r erhellt,
Strahlt furchtbarer umher des Ritters Schande.
Der Ehre Fackel löscht voll Graus
An wildgeschwungnen Räuberhänden aus.

70 — 73.

Schadeck, Hinterburg, Mittelburg und Vorderburg.

Neckarsteinach mit seinen vier Burgen gehört unter die schönsten Punkte des an Naturschönheiten eben nicht überreichen Neckarthals; denn seine Ufer bis Heilbronn hin begränzen, mit weniger Ausnahme, hohe, steile, gleich- und einförmige Sandsteingebirge, woran sich sparsamer, als im Rheingau, die Spuren alter Ritterzeit unter mahlerischer Naturumgebung erblicken lassen. Um so bedeutungsvoller tritt die schöne Burgreihe der Landschaden hervor, wenn man den Neckar herauf- oder herabfährt. Am überraschendsten geschieht es bei einer Fahrt von unten herauf, wo man aus den bunten und vielgestaltigen Granitbergen Heidelbergs in die sich freundlich öffnende Gegend des gewerbfleißigen Neckargemünds mit seinen niedrigen Trümmern der Reichensteiner Burg im Rücken kommt, vor sich auf seinem stumpfen Kegel den kasernenartigen Dilsberg, und zu beiden Seiten ergiebige Sandsteinbrüche mit kolossalen Massen hat. Wo dann das Thal ostnördlich

einbeugt, da treten die Thürme der vier Steinacher Burgen, der Mittel-, der Vorder-, der Hinterburg, zuletzt Schadecks, und endlich das am Hügel im Schutze seiner Schlösser sich hinziehende Städtchen Neckarsteinach hervor.

Burg Schadeck,

obgleich die geringste von Umfang, ist doch unter allen die merkwürdigste. Das Volk nennt sie Schwalbennest, weil sie wie an den Felsen angeheftet zu seyn scheint, wie ein Schwalbennest auf der Zinne eines Kirchthurms, oder auch Raubnest, was sie ehedem war. Ihr eigentlicher Name ist Schadeck oder Landschadeneck, weil sie, wegen ihrer drohenden, von unten unzugänglichen Lage, die sicherste, auch wenn sie zum Raube gemißbraucht wurde, die gefährlichste, und den Landschaden eigen war. Sie liegt am höchsten, gerade über einem Steinbruche, und beim ersten Blicke von ihren Thürmen herab, glaubt man senkrecht in den Fluß hinabzustürzen.

Um auf der schroffen Abdachung des Berges nur die geringe Ausdehnung für sie zu erhalten, mußte in den Felsen hineingehauen werden, und so steht sie hervorspringend da, einem Naturspiele ähnlicher, als einem menschlichen Werke, fest verwachsen mit den Steinmassen um sie her. Nur ein schmaler Fußsteig, von Gebüsch umwachsen, steinig und beschwerlich, verbindet sie mit der nächsten Burg. Ein Fahrweg dahin war nie da. Im Grundrisse ist sie ein schiefwinkeliges Parallelogramm, die stumpfen Winkel gegen den Neckar und Berg gekehrt, auf der Neckarseite

mit

mit doppelten Mauern und zwei Eingängen von Süd und Nord versehen, wovon der erste das Hauptthor war. Auf den beiden hintern und dickern Mauern sitzen zwei gleich runde Thüren, die Mastkörben ähnlich in die Luft ragen. Bei genauer Ansicht scheint beinahe das Ganze, dieser Thürme, oder besser, dieser Warten wegen — denn dies war wohl ihre Hauptbestimmung — erbaut zu seyn. Der übrige Umfang ist äußerst beschränkt; der innere Hofraum, worin, den Fensteröffnungen in der Mauer zufolge, noch Gemächer waren, ist kaum 12 Schritte tief. Von Burgverließ, Brunnen, Jahrzahl, Wappen u. dergl. sieht man keine Spur; ein Schütthäufen bedeckt den Boden. Wenn dem alten Schiffer Thomas zu Neckarsteinach zu glauben ist, so ist in diesem Neste der Lindenschmidt gefangen worden. Einer andern Sage nach führt ein unterirdischer Gang unter dem Neckar hinweg nach der gegenüber liegenden Burg Dilsberg, wozu in dem dortigen, bis auf die Neckarfläche gehenden, Ziehbrunnen noch der Eingang mit einer Thür verschlossen zu finden seyn soll. Auf Schadeck ist nichts davon zu sehen. Eine dritte Kunde sagt, von dieser Burg aus sey vormals der Neckarpaß durch eine nach Dilsberg hinüber hängende Kette geschlossen gewesen. Auf der Rückfahrt nach Heidelberg sahen wir in die hellen Neckarwellen, und glaubten noch Ringe davon zu erspähen. Aale sind's, sagte der ungläubige Schiffer, was wir dafür hielten, und pries uns den Fischreichthum dieser Wassergegend; wie im Winter selbst die Rheinsalmen bis in die Mühlbäche von Neckarsteinach und Hirschhorn heraufstei-

gen, und oft hoch über die Mühlwehre hinüberspringen um ihren Laich an sichern Orte anzulegen; und wie die Maifische in großer Anzahl jede Nacht im Mai bei Neckarsteinach gefangen würden. Dabei zeigte er auf einen lauernden Schützen am Ufer hin, und schilderte uns die hiesige Liebhaberei der Fischjagd, erzählte auch vieles von der alten trefflichen Steinacher Schützengesellschaft.

Aber jetzt noch einen Blick von Schadeck herab. Diese Burg beherrscht die untere Hälfte des Winkels, welchen der Dilsberg dem Neckar vorbildet, die drei andern Burgen und das Städtchen Neckarsteinach. Dilsberg liegt in ruhiger Höhe ihr gegenüber. Rückwärts ins Schönauer Thal steht der hohe Bergrücken dem Auge noch im Wege. Nun zu ihrer Geschichte.

Die Gegend von Steinach, schon frühzeitig ein Eigenthum der Wormser Kirche durch Dagoberts Schenkung, ward bald durch Lehnsverleihung den Grafen und Herren im Craichgau, und namentlich den Grafen von Laufen und den Dynasten von Dürn, zu Theil; aber auch diese verschenkten oder verkauften es wieder an andere Geschlechter und Herren, gaben auch Manches zu Lehn, was früher ihnen zum Schutze des Hochstifts anvertraut worden war. Die Länge der Zeit, rohe Begriffe von Recht und Eigenthum, Faustrecht statt Brief und Siegel, Unvermögen und Schwäche der Wormser Bischöfe in mittlern Zeiten, verschafften den Grafen und Rittern den ungestörten, erblichen, freien Besitz mitten im uralten Eigenthume der Wormser Kirche, die noch obendrein froh seyn

mußte, wenn es dem einen oder andern freien Manne gefiel, seine Burg und Güter dem Hochstifte als Lehn von neuem aufzutragen.

So findet man in der Mitte des 12ten Jahrhunderts eine Ritterfamilie, die sich von Steinach nannte. Vermuthlich waren diese Steinachs Anfangs nur Vasallen und Burgmänner des bischöflichen Schlosses zu Steinach, so wie der Grafen von Laufen, aber bald auch mächtige Besitzer von eigenen Burgen, Allodien und beträchtlichen Lehngütern. Schadeck scheint ihr erster und ältester Burgsitz, frei von allen lehnsverbindlichen Rechten gewesen zu seyn, und Bligger hieß der erste bekannte Bewohner davon. Schon damals war Steinach, jetzt Neckarsteinach, ein beträchtlicher Ort, mit Pfarrkirche und Wasserzoll versehen — bekannte Vorzüge damaliger Zeit. Schnell breitete die Familie von Steinach sich aus, und theilte sich in mehrere Linien, wovon eine das Schloß Harphenburg erbaute, auch Titel und Wappen davon führte. Zwar ging diese Linie zu Ende des 13ten Jahrhunderts schon aus; aber sie vererbte Güter und Wappen auf die ältere Linie von Steinach, welche von nun an die Harfe zum erblichen Wappen behielt. Jedoch nicht also den Wohnsitz; denn dieser war von nun an zu Steinach am Neckar, wo in der Mitte des Orts eine Burg sie erbauete (die Mittelburg in der Folge genannt), welche beim Abgang der ältern Linie (im 14ten Jahrhunderte) den Schenken von Erbach und Edeln von Helmstädt durch Erbtöchter zu gleichen Theilen zufiel.

Aber damals schon und früher (im 13ten Jahrhunderte) hauste in Steinach eine zweite Ritterfamilie, die sich nach diesem Orte benannte — ein wahrscheinlicher Zweig der ältern Familie von Steinach, durch Sohn oder Erbtochter geformt. Bligger oder Pleikard ist das erste bekannte Stammglied derselben, Landschade von Steinach sein Beiname, und seine aus Urkunden bewährte Lebenszeit zwischen 1286 und 1300.

Landschade von Steinach, sein Name, welche fürchterliche Schändung ritterlicher Ehre! *) Es wohnt dort in jenem Neste zu Steinach — so ging die Kunde der Zeit — ein Ritter, wild wie die Gegend, die er bewohnt, mit einem Herzen von Stein, wie der Felsen, worauf er genistet, zum Schaden des Landes geboren, lebend und nährend sich vom Raube und Blute und Mord. — Es ist der Landschade! wiederholte das Echo der nahen und fernen Gebirge. Bligger, der Landschade, ist der Schrecken der ganzen Gegend; Bligger stört Frieden und Recht; Bligger wirft wehrlose Reisende nieder, plündert, mißhandelt dieselben; unwürdig ist er des Namens und der Würde eines Ritters. — So geht die Klage zum Kaiser. Dieser fordert den Landfriedensbrecher vors Gericht der

*) Eine in Rudolphs von Habsburg aufgerichtetem Landfrieden begriffene Verordnung war, daß niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden. In der Burg zu Steinach geschah gerade das Gegentheil, daher solche der Landschaden Burg, und ihre Bewohner die Landschaden genannt wurden.

Nation. Doch, Bligger kommt nicht, bleibt ruhig und ungestört in seinem Felsenneste sitzen. Acht und Oberacht verfolgen nunmehr den Ungehorsamen auf allen Wegen. Vogelfrei erklärt, konnte er aus seiner Burg sich nicht mehr wagen. Dies aber war keineswegs nach Bliggers Geschmack. Unruhe war sein Leben, Ruhe sein Tod. Er starb in diesem Zustande im Jahre 1300. Begraben ward er in unheilige Erde, für den Geächteten die sichere und letzte Strafe; doch für die geächteten Kinder die letzte noch nicht. Auch diese drückte noch die Strafe der Acht; schmerzlich und schrecklich für unschuldige Waisen! Um die Sünden seines Vaters zu lösen, auszusöhnen, sich und seine Familie mit Kaiser und Reich den Ablaß zu holen für seinen Vater und sich, ergreift Ulrich I. Landschad von Steinach, Bliggers ältester Sohn, das Kreutz, welches Papst Clemens VI. im Jahre 1344 denen austheilte, welche gegen die Sarazenen auszuziehen Muth und Bereitwilligkeit zeigten. Es ist schon aus den ältern Kreutzzügen bekannt, welche weit ausgedehnte Ablässe denen versprochen wurden, die mit dem Kreutze sich bezeichneten. Verzeihung und Nachlaß für geistliche und weltliche Strafen, für kleine und große Verbrechen, ward jenen gewiß, die zum Feldzuge der Kreutzfahrer sich gesellten. Was konnte für Ulrich erwünschter wohl seyn? Eilfertig rüstet er sich zum Zuge, wirbt der reisigen Knechte und Reiter gar viel, die zum Anführer ihn wählten. Mit dieser Rotte handfester Deutschen, und selbst mit außerordentlichem Muthe und Eifer beseelt, entwarf Ulrich stets glückliche Plane, und führte

schnell und glücklich sie aus. Bei der Belagerung und Eroberung von Smyrna that er mit seinen Spießgesellen Wunder der Tapferkeit; aber noch mehr im Feldzuge (1345), wo er so glücklich war, einen dreimal stärkern Haufen der Sarazenen durch List in die Enge zu treiben und gänzlich zu schlagen. Keiner dieser Ungläubigen entging dem starken Arme und dem scharfschneidenden Schwerdte Ulrichs und seiner muthigen Streiter. Alle ergriffene Feinde wurden niedergesäbelt, und der Kopf ihres Anführers — einen König nennt ihn die Kunde des Tages — als Zeichen des tapfer errungenen Sieges ins Lager gebracht. Hoch ertönte hier das Lob des tapfern Ulrich; weit ausgebreitet wurde sein Ruhm; hingetragen bis zu den Ohren des Kaisers, der hoch entzückt über so vorzügliche ritterliche That Ulrichs des Landschaden, ihn nicht allein gänzlicher Verzeihung alles Geschehenen und seiner besondern Gnade und Achtung versichert, sondern ihm auch noch seine ritterliche Würde feierlich bestätigt, und ihm den Kopf des Sultans oder Sarazenischen Feldherrn als Helmzierde im Wappen zu führen gnädigst gestattet.

Ulrich kam froh und beglückt auf seine Güter zurück, und lebte von dieser Zeit an mit Weib und Kind in stiller Eingezogenheit theils auf seiner Burg zu Steinach, theils auch zu Lindenfels, wo er ein Burglehn besaß, und sich auch davon benannte. Den Namen Landschaden legte er jedoch keineswegs ab, denn er war und blieb ihm und seiner Familie ein zwar trauriges, aber bestimmtes Andenken an all das ausgestandene Elend und Ungemach, aber auch

zugleich eine Erinnerung, daß eben dadurch die Gelegenheit zu jenem herrlichen Siege und dem Ruhme der Landschaden erzeugt wurde. Ulrich starb 1369, und seine Familie führte den von ihm angenommenen und siegreich erworbenen Wappenschild mit der Harfe und dem gekrönten langhaarigen Haupte des Sultans bis zu ihrem Aussterben fort.

Ulrich und sein Bruder Diether stifteten zwei Linien der Landschaden, welche beide in zahlreicher Nachkommenschaft fortblüheten; doch ging Ulrichs Stamm (ums Jahr 1462) zuerst aus. Jener von Diether begründete hielt sich länger, und zwar bis zum Jahre 1571, wo er mit Eberhard Landschade zu Grabe ging. Es hatte aber schon vorher Johann II. von Diethers Stamme eine neue Linie gestiftet, welche von dessen Söhnen in drei Zweige getheilt wurde, wovon der dritte im Jahre 1615, der erste 1645, und der mittlere zuletzt 1653 zu Ende ging, und den ganzen Landschadischen Mannsstamm beschloß.

Mächtig und angesehen und reich war stets diese Ritterfamilie, wie die Geschichte und mancherlei Urkunden uns lehren, wovon aber nur hier das Vorzügliche erzählt wird. Das Schloß Schadeck war anfangs, wie gesagt, ganz allodial und den Herren von Steinach — nach ihnen den Landschaden — eigen. Die Ritter Blicker und Diether Landschaden verkauften es, im Jahre 1335, für 400 Pfund Heller an die Stifter Mainz und Worms, und es machte solches der Bischof Salman von Worms, im Jahre 1350, dem Pfalzgrafen Ruprecht zum offenen Hause. Das Bis-

thum Worms überließ in der Folge, wie es scheint, seinen Antheil dem Hochstifte Mainz, und dieses verpfändete das ganze Schloß mit Vorbehalt der Oeffnung, an Conrad und Diether Landschaden von Steinach ums Jahr 1428. Abgelöst wurde die Pfandschaft nicht, als mainzisches Lehn mußten es, bis zu ihrem Erlöschen, die Landschaden anerkennen. Dann kam es, in der nämlichen Kategorie, an die Familie von Metternich. Aber auch dieser Stamm verdorrte in männlichen Zweigen; die Mitbelehnten von Kesselstadt mutheten das Lehn nicht ferner, und so fiel es dem Lehnsherrn anheim, wobei aber nicht viel mehr zu gewinnen war, indem das Meiste davon bereits — mit lehnsherrlicher Bewilligung, wie es scheint — verkauft war, und die Burg Schadeck selbst öde und verlassen da stand. — So endet die Geschichte Schadecks, und nun kommen wir von ihr über einen schmalen Fußweg zu der zweiten Burg, auf dem Riegelsberge gelegen, die

Hinterburg

genannt *). Diese hat schon eine freiere Aussicht sowohl in das Neckar-, als Steinacher oder Schönauer Thal, durch das der Bach, die Steinach genannt, in geschwätziger Eile dem Neckar zufällt. Diese mahlerische Burg trägt

*) Wahrscheinlich, weil sie die letztere von oben herab ist, wenn man das Schadeck nur als Vorwerk betrachtet, oder auch, weil, vom Eingange ins Schönauer Thal aus angesehen, sie am weitesten hinten gegen das Thal zu liegt.

sichtbare Spuren gewaltsamer Zerstörung und ein altes Datum derselben an sich. Schon hat sich die Natur durch eine üppige und recht phantastisch vertheilte Vegetation der zum Theil Felsengruppen ähnlich abgerundeteten Ruinen wieder bemächtigt. Alte Epheuranken haben häufig fest sich angesaugt in den Mauerritzen, und über dem schönen Thore kümmern einige Kiefern- und Birkenstämme, so wie auf dem festen viereckigen Thurme, welcher aus der Ruine herrschend aufsteht mit seinen wie Buckeln gehauenen Quadern, an welchen die Angriffe menschlicher Zerstörung und der Zeit abprallen. Der enge innere Raum bei der ansehnlichen äußern Ausdehnung und die starke Befestigung von außen, deuten wieder auf die Hauptabsicht bei der Erbauung, Sicherheit und ausdauernden Widerstand. Ein tiefer Graben auf der Hinterseite in Felsen gehauen, eine Zugbrücke von der Neckarseite, doppelte Ringmauern mit zweckmäßigen, vorspringenden Warthürmchen aus den Ecken, ein jetzt verschütteter Brunnen im Innern, ein schönes Kellergewölbe, der starke Thurm in der Mitte, ein natürliches Felsenfundament, sicherten ihr auf lange ihre Unbezwinglichkeit gegen jeden Anfall in einer Zeit, wo Stärke des Geistes und Armes die berechnende Taktik und die feige Tücke des Schießpulvers noch ersetzten, und der Einzelne noch mehr galt, als jetzt, wo sich oft sein Werth nur auf die rühmliche Ausfüllung einer Lücke in der langen Fronte beschränkt. Der Thurm birgt gewiß auch sein Verließ unter sich. Alle weitere zerstörbare Zeichen, als Wappen, Schrift, Zahlen und

dergleichen Denkmähler, sind in der Verwüstung untergegangen.

Diese alte verwüstete Burg, sammt einem Theile des Amtes Steinach, war in frühern Zeiten schon Eigenthum der speierschen Kirche. Wie und wann diese dazu gelangt, ist unbekannt, und eben so auch die erste Erbauung der Burg. Im Jahre 1341 findet man sie zuerst, oder vielmehr das speiersche Amt Steinach, welches nemlich Bischof Gerhard von Speier damals für eine Schuld von 420 Pfund Heller an Hansen von Hirschhorn versetzte. Im Jahre 1344 war sie schon so baufällig, daß sie neu gebaut werden mußte, aber dazu fehlte dem Bischofe das Geld. Dieses fand sich bei dem Probste Peter zu Wimpfen; dieser sollte die Burg wieder neu und dauerhaft herstellen, wofür der Bischof sie ihm in Amtsweise überließ, bis zur Wiederbezahlung der Schuld. Nach dem Tode des Probstes überließ sie auf die nämliche Art der Bischof Adolph von Speier im Jahre 1375, für geliehene 700 Gulden, an Conze Münch von Rosenberg. Bischof Niklas von Speier erneuerte im Jahre 1390 diese Pfandverschreibung, behielt sich aber die Burg offen. In der Folge (1426) überließ Bischof Raban von Speier sie sammt Zugehör an den Ritter Wyprecht von Helmstädt pfandweise. Gleich darauf findet man auch die Landschaden und die von Angeloch im pfandlichen Mitbesitze von der Hinterburg. Alle zusammen errichteten im Jahre 1427 einen Burgfrieden. Durch eine Erbtochter von Helmstädt kam die Hinterburg, oder wenigstens ein Theil davon, an Philipp von Handschuhsheim,

welcher vieles an derselben neu erbauete. Endlich aber (1541 und 1548) kam die Burg, als speiersches Erblehn, völlig an die Landschaden von Steinach, und von diesen im Jahre 1653 an die Familie von Metternich. Hundert Jahre nachher zog der Bischof von Speier das eröffnete Lehn an sich, und behielt es bis zur Theilung der speierschen Lande, im Jahre 1803.

Von der Hinterburg kommen wir über den breiter werdenden Rücken des Hügels, oder auf dem hinter den Burgen vorbeiziehenden Waldwege weiter herab zur

Mittelburg,

der geräumigsten, gemächlichsten und bewohnbarsten. Schon ihr Aeußeres kündigt eine neue Erbauung an, bei bequemer Lebensart in friedlicher Zeit, und mit Rücksicht auf Landbau und Viehzucht entstanden. Ihre natürliche Lage, wie die Bauart, befestigten sie immer noch hinlänglich. Sie hatte ihre Zugbrücke mit einem Thore (1664 erbauet), wodurch sie mit einem Garten, und durch diesen mit der Vorderburg zusammenhängt. Von außen fällt auf der Hinterseite ein großes solid gebauetes Kamin auf. Vielleicht wurde auch hier, wie in so vielen Ritterburgen der Gegend, im 16ten und 17ten Jahrhunderte Alchemie getrieben. Ueber den Eingang zum geräumigen Hofe, den ein Wohngebäude und Ställe umschließen, stehen die drei Metternichschen Muscheln, wie an der noch außerhalb liegenden großen Scheune. Im Hofe springt ein Wasserstrahl gegen 8 Fuß hoch, ehemals mußte er das schöne

Becken (1657 darüber) im Innern der Burg füllen. Die Leitung dieses Wassers vom jenseitigen Berge, zum Theil außer der Erde unten durchs Thal, zeigt auch Rücksicht auf friedlichern Besitz dieser Wohnung, und so muß diese Quelle zweimal dieselbe Höhe herabfallen, um in den Neckar zu kommen. Aus den wirthschaftlichen Umgebungen zieht einen der reitzende Vorplatz der innern Burg an. Auf einem von der Façade mit ihren schönen Bogengängen sich hinziehenden freien Raume genießt man, wie aus dem Mittelpunkte, die freieste Aussicht in das Neckarthal auf und ab, Dilsberg immer zunächst sich gegenüber. Doch mehr erweitert sich der Blick, wenn man über die breite Stiege und die schöne Wendeltreppe hinaufsteigt in die Säle mit altväterisch getäfelten Decken, und hier in ein Erkerfenster tritt. Es ist einer der genußreichsten Ausflüge von Heidelberg hierher, und manche lebensfrohe Gesellschaft belustigte sich schon hier, seitdem die Liberalität des Eigenthümers diese geräumigen Säle dem Vergnügen geöffnet und für Erquickung hier gesorgt hat. Zu den Zimmern des zweiten Stockes gehört auch das sogenannte Fürstengemach, weil Johann Hugo, Kurfürst von Trier und Bischof von Speier, im Jahre 1700, darin gewohnt hat. Ueber ihm, im dritten Stock, war vordem eine Kapelle, in welcher von 1657 bis 1662 katholischer Gottesdienst gehalten wurde, bis in der Pfarrkirche das Simultaneum eingeführt worden ist. Aus den beiden obern Stockwerken führen zwei gegen den Neckar hin offene Gänge, welche mit ihren auf Säulchen gestützten Bogenöffnungen der

Burg von der Ferne aus ein fremdartiges, wohlhabendes Ansehen geben, an etwas finstern, gewölbten Zimmern vorbei nach dem starken viereckigen Thurme. Durch die Sorgfalt des jetzigen Eigenthümers sind zwei hübsch gehauene Wappensteine aus dem Schutte ausgegraben und unter den Bogengängen aufgestellt worden, Wappen der Metterniche und ihrer Gattinnen, der Erbauer eines Theiles der Mittelburg, und Vollender derselben, so wie sie wirklich dem Auge sich darstellt. Aber früher, viel früher findet man schon der Mittelburg in den Familienurkunden von Steinach erwähnt. Sie war ein Eigenthum der alten Familie von Steinach, aber halb schon im 14ten Jahrhunderte dem Hochstifte Worms zu Lehn aufgetragen.

Bei dem Ausgange des ersten und ältesten Geschlechtes von Steinach fiel sie den Erbtöchtern zu gleichen Theilen zu. Durch Verheirathung derselben kam die wormsische Hälfte an die Ritter von Helmstädt, und der allodiale Theil an die Schenken von Erbach; aber Letztere verkauften schon im Jahre 1325 ihren Antheil dem Erzbischofe Matthias von Mainz. In der Folge (1383) erhielt Boppo von Helmstädt diesen mainzischen Theil der Mittelburg pfandweise, und kam dadurch in den Besitz der ganzen Mittelburg, indem er schon den allodialen Theil inne hatte, und sich nunmehr auch von Steinach nannte. Nach mancherlei Veräußerungen und Wechsel kam endlich die Mittelburg ganz an die Landschaden von Steinach (im 16ten Jahrhunderte), welche die mainzische Hälfte unter der Bedingung zu Lehn erhielten, um solche so-

wohl als den Wormser Theil neu zu erbauen, welches auch geschah.

Die Mittelburg wurde nun der Hauptsitz der Landschaden, welches auch dann den Verfall der übrigen drei Burgen allmählig beförderte. Eben so war selbige auch der Sitz der Metterniche, welche nach Aussterben des Landschadischen Mannsstammes (1653) die Mittelburg als mainzisches und wormsisches Lehn an sich zu bringen das Glück hatten. In der Folge bekamen auch die Freien von Kesselstadt Antheil und Erbrecht an der mainzischen Lehnshälfte der Mittelburg; allein, nach Aussterben des Metternich-Müllenarkischen Mannsstammes (1753) ergriffen die Hochstifter Worms und Speier den Besitz von Neckarsteinach und allen seinen Burgen, mit allem ihren Zubehör. Zwar suchten die Allodialerben die Trennung vom Lehn, nach erfolgtem Reichshofrathserkenntniß im Jahre 1756, bei den worms- und speierschen Lehnhöfen und dem Reichshofrathe zu bewirken, jedoch ohne Erfolg. Die Sache blieb wie sie war, und sie war noch so im Jahre 1803, wo der nunmehrige Großherzog von Hessen das Amt Neckersteinach ganz in dem Zustande, in welchem es Worms und Speier bis dahin besessen hatten, erhielt. Vor einigen Jahren übergab dieser die Mittelburg, welche zeither der Amtssitz gewesen, dem Metternichschen Allodialerben, Herrn Obersten von Dorth, sammt den dazu gehörigen beträchtlichen Gütern als Eigenthum. Dieser wohnt auf derselben, und trägt zur Erhaltung und Verschönerung derselben das Seinige redlich bei.

Von der Mittelburg führt ein breiter Weg durch den Brücken- und durch den Scheuer-Garten, zu der Vorderburg. In erstern kommt man über eine hohe Zugbrücke, unter welcher der letzte Metternich-Müllenark, durch einen Sturz vom Pferde, im Jahre 1753, sein Leben einbüßte. Am Ende des Brückengartens, gegen die Hinterburg zu, stand, vor nicht gar langer Zeit noch, eine Föhre, die schwerlich ihres Gleichen gehabt hat. Kaum vier Mann konnten ihren Stamm umfassen.

Einen guten Büchsenschuß von der Mittelburg gewahrt man das alte Gemäuer der auch auf dem Riegelsberge gelegenen

Vorderburg,

an welcher äußerlich und innerlich noch neue Spuren von ärmlicher Bewohnung sichtbar sind. Seit kurzer Zeit ist sie das Eigenthum des Physikus von Neckarsteinach, der schon durch den Ankauf einer sonst nutzlosen Trümmer das günstige Vorurtheil für sich erweckt, daß er bei seinen Abtragungen und Aufräumungen das schöne Bild nicht entstellen werde, welches fern und nahe diese vier Burgen dem Auge darbieten *).

Ueber dem Thore sieht man das Wappen des Erbauers, die Harfe, mit dem seiner Hausfrau gegenüber und der Jahrzahl 1568; die Harfe hat auch das zweite

*) Auf weise Verordnung der Landesregierung müssen nunmehr die vier Burgen zu Neckarsteinach, so viel möglich, in statu quo erhalten werden.

Thor, worüber man auf der innern Seite noch verblaßte Farbenreste von Wandmahlerei sieht. Zwei Seiten von dem ziemlich regelmäßigen Viereck des innern Hofes umzieht ein großer gewölbter Gang. Von den Gebäuden steht außer Fragmenten der Ringmauern noch der feste viereckige Thurm — ganz gleich mit jenem der übrigen drei Burgen — woran sich mit seinem morschen Dache ein ehemaliges Wohngebäude anlehnt. Darin sind noch deutliche Spuren des fürchterlichen Burgverließes, so wie von der Hauskapelle, doch ist Alles ziemlich unzugänglich. Die Aussicht geht hier über das Städtchen weg, besonders in den obern Winkel des Neckarthals und in das Schönauerthal.

Diese Burg, welche auch die Landschadenburg genannt wird, weil die Landschaden solche eher in Besitz hatten und bewohnten, als die Mittel- und Hinterburg, war im 14ten Jahrhunderte ebenfalls schon so alt und baufällig, daß Bischof Gerhard von Speier seinen Antheil daran Hans Triegel von Zelle in Amtsweise überließ, mit dem Bedinge, denselben neu zu erbauen. Von der Familie der Triegel kam sie im 15ten Jahrhunderte an die Landschaden von Steinach und die von Helmstädt und Angeloch, endlich aber ganz als Erblehn an die Landschaden (1474), welche auch schon 1427 den wormsschen Antheil als Lehn erhalten hatten. Diese erweiterten und erneuerten zwar die Burg, erbaueten sie aber nicht neu, wie man aus der Thorinschrift schließen könnte, sondern dies geschah schon vorher, wie gesagt, im 14ten Jahrhunderte.

Ein

Ein Burgweg führt zwischen Mauern, von diesem Schlosse aus, den Hügel herab an die Steinacher Kirche hin.

Wenn man die Landschaden oben auf ihren Vesten in Berührung mit der Welt hat kennen gelernt, so fühlt man sich angezogen, ihnen diesen Weg herab zu folgen, um sie im Geiste sich zu vergegenwärtigen, wenn sie vor den unsichtbaren Starken sich niederwarfen, und den eisernen Panzer weichern Gefühlen aufschlossen, oder ihre streit- und lebensmüden Leiber in die geweihte Erde versenken ließen. Was von der Kirche noch steht, ist aus dem 15ten Jahrhunderte und zum Theil noch jünger. Die rohe Sitte, Grabsteine bei Kirchenbau zu Treppen und anderer Bestimmung zu verwenden, wozu nicht selten die ältesten genommen wurden, verräth auch hier schon von außen eine oder mehrere ältere Umstaltungen. Doch sind elf zum Theil interessante Denkmähler der Art in der Kirche erhalten, worunter sich das älteste, oben rechts an der Wand, schon als solches charakterisirt durch die einfache Inschrift: 1369. in. die. Sancti. michael'. o'. ulricus. lantschad. miles. — eine alte ehrwürdige Rittergestalt mit vor sich gesenktem Schwerdt. Das sonst auf der Umschrift gewöhnliche: cujus anima requiescat in pace, versinnlichen zwei Engel, die ihm ein Kissen unter den Kopf halten, zur ewigen Ruhe. Unter seine Füße schmiegt sich das Bild der Treue, ein Hund; auf der rechten Seite die Harfe, auf der linken der gekrönte Heidenkopf. Aus der Vereinigung beider Stücke entstand, wie schon gesagt, das Landschadische Wappen,

worin das schöne Greisenhaupt mit seinem reichen Haarwuchs von Kopf und Bart, das Schild mit der Harfe umgiebt *). Dieser Ulrich, wovon die Grabschrift hier spricht, ist eben jener, von welchem schon oben ausführlich die Rede gewesen, der Kreutzfahrer nemlich und glückliche Sieger. Bei einer Kirchenreparatur, im Jahre 1777, gewahrte man noch, bei der rechten Seite des Hauptes dieses Epitaphiums, ein viereckiges Loch mit einem gläsernen Thürchen in der Mauer, woraus geschlossen wurde, daß vormals da ein ewiges Licht unterhalten worden sey.

Unter diesem, gegen die Thüre zu, steht ein Grabstein von gleicher Arbeit, mit einem Landschad und seiner Hausfrau, einer Sickingen, wie das Wappen es zeugt, zwischen welchen noch der alte Kopf in ungeschlachter Form angebracht ist. Wahrscheinlich ist dies der im Jahre 1377 verstorbene Hennel Landschade, Ulrichs Sohn oder Bruder **). Von den übrigen aus dem 16ten und 17ten Jahrhunderte, welche meistens große gereimte, sehr naive, altdeutsche Inschriften haben, zeichnet sich aus, das Epitaphium des Ritters Hans Landschaden von Steinach, und seiner zweiten Hausfrau Margarethe von Fleckenstein. Hans starb 1531. Er hatte, wie auf der breiten Stein-

*) Warum man kein früheres Epitaphium von den Landschaden hier findet? Sollte dies wohl Zufall seyn, oder hielt man die Vorfahren Ulrichs aus Ursachen, die angegeben sind, keines Denkmahls in der Kirche würdig?

**) Es ist keineswegs aus Urkunden zu beweisen, ob dieser Hennel Ulrichs Bruder oder Sohn gewesen? —

tafel bemerkt ist, unter Kaiser Matthias gegen die Türken gedient, desgleichen dem Kaiser Maximilian als pfälzischer Oberster in drei Schlachten in der baierschen Kriegsfehde, zog dann ins heilige Land, lag 20 Jahre am Podagra, 1522 nahm er die lutherische Religion an, und berief Jakob Otter als Prediger; er starb 66 Jahre alt auf dem vordern Schlosse. Seines Sohnes, auch Hans genannt, Epitaphium enthält ebenfalls in einer Menge deutscher Reime dessen kurze Lebensgeschichte; er starb 1571. Links von dem vorher bemerkten herab ist ein gemahltes Denkmahl auf Hans Friedrich Landschade, welcher von seinem Vater gen Strasburg zur Schule gethan wurde, und da bei einer Musterung, welcher er zusah, von eines Musquetiers Rohr von ungefähr jämmerlich erschossen wurde (1592), in seinem 19ten Jahre. Er knieet in friedlicher Tracht vor einem Kreutze, in der Ferne eine Stadt, soll wohl Strasburg seyn.

Unter der Orgel sind in einen Stein drei gegossene Messingplatten eingelassen, mit Grabschriften für Christoph Landschad, † 1587, und dessen beide Weiber. Auch der Rothgießer Hans Ey hat sich darauf verewigt. Eine ähnliche scharf und nett ausgefallene Gußarbeit ist auf der Orgel in zwei Messingplättchen zu sehen, mit den Landschadischen und Hirschhornschen Wappen. Die übrigen Grabsteine sind von keinem besondern Interesse. Das in Rücksicht auf Bildnerei schönste Denkmahl steht außer der Kirche neben dem Kreutze. Es stellt einen Ritter und seine Gemahlin vor; auf seiner Seite das Landschadische, auf

ihrer das Helmstädter Wappen. Die Figuren, wirkliche Muster der alten Bildnerei, gehören zu den schönsten, die man in dieser Art sehen kann; sie sind jedoch, so wie das gothische Schnitzwerk über ihnen, sehr verdorben durch Verwitterung und Muthwillen. Von der Umschrift sind noch die Namen: Bleickard Landschad, und auf der andern Seite: von Helmstädt, so wie die gewöhnlichen Prädikate, leserlich, weniger der Vorname der Frau und die Jahrzahlen. Bei der letztern steht wahrscheinlich 1496. Dieser Bleickard war der Vierte dieses Namens, und von 1473 bis 1479 kurpfälzischer Hofmeister. Im folgenden Jahre soll er gestorben seyn, was sich aber dadurch zu widerlegen scheint, weil man an dem Kirchthurme zu Neckarsteinach die Jahrzahl 1483 und die Worte: Blicker Hofmeister diesen Baw vollbracht — gewahrt. Auch findet man diese Jahrzahl noch an mehreren Orten der Kirche, und in den Fenstern, nebst den Wappen der Landschaden und von Helmstädt. Alles dieses lehrt uns zugleich, daß dieser Blicker und seine Gemahlin Mia von Helmstädt den Kirchthurm erbauet, und vieles in der Kirche erneuert und verschönert haben. Und doch — erhielt der Grabstein dieser braven Eheleute keinen Platz in der Kirche, sondern außer derselben. Ein kleines Dach schützte ihn vormals vor den Unbilden der Witterung.

Uebrigens giebt diese Kirche ein großes Beispiel der höchsten Toleranz. Nicht ohne Verwunderung sieht man Weihkessel und Prozessionsfahnen am Grabe jenes Landschaden hängen und stehen, der, wie die Inschrift rühmend

verkündet, zuerst in dieser Gegend dem Papste entsagte, und Luthers neue Lehre ergriff und einführte. Es war dieses, wie oben schon gesagt worden, Hans Landschad, der im Jahre 1531 gestorben ist. Es dürfte wohl nicht undienlich seyn, eine Probe von jener Inschrift hier beizufügen:

Mit ritterlicher Tapferkeit,
Dem Teufel und der Welt zu Leyd,
Als nehmlich im Achzehenden Jar
Des Luthers Lehr ward ofenbar,
Hat er in Anno Zwanzig Zwey,
Wieder der Welt und Papst Geschrey,
Der erst in dieser Landschad gleich,
Durch Gottes Geist und Eifer Reich
Samt seiner Gemahlin von Fleckenstein
Solch Lehr vor Christlich und vor Rein
Erkant, und alsobald mit Kraft
Alhier das Papstthum abgeschafft;
Jacob Ottern ein gelehrter Mann
Zum Prediger genommen an, u. s. w.

Gegenwärtig dient die Kirche zu den gottesdienstlichen Verrichtungen der beiden bemerkten christlichen Konfessionen.

So weit die alte und neue Geschichte von Steinach, und jetzt noch kürzlich etwas von dem alten Zubehör dieser Herrschaft.

Zuerst, nebst den genannten vier Burgen, das Städtchen Neckarsteinach, sammt Zoll und Ueberfahrt am Neckar. Sodann vier Dörfer der dasigen Gegend: Grein, Darsbach, Langenthal und Brombach. Auch ferner die Dörfer Reinhardshausen und Epfenbach, sammt der halben Cent

Birkenau im Odenwalde gelegen; nicht minder auch das voigteiliche Recht in der beträchtlichen Hammelbacher Cent, verbunden mit einem Lindenfelser Burglehn. Dies alles, nebst noch einer beträchtlichen Menge von Gütern, Höfen, Häusern, Zehnden, Rechten, Renten und Gefällen, an vielen Orten und Enden zerstreuet, besaßen die Landschaden von Steinach, nicht aber so ganz mehr die Landschadischen Agnaten von Metternich, und nach ihnen die Bischöfe von Speier und Worms. Was gegenwärtig der Großherzog von Darmstadt von dieser alten Herrschaft besitzt, besteht im vormaligen Amte Neckarsteinach, welches nun einen Theil des Amtes Hirschhorn ausmacht. Zu ersterm gehörten: das Städtchen Steinach mit 151 Häusern und 1122 Einwohnern, und die Dörfer: Grein, Langenthal, Darsberg und Neckarhausen, mit 555 Einwohnern.

Batt und Dahl.

* * *

Wir kennen drei neuere Abbildungen von Neckarsteinach und seinen vier Burgen. Die eine findet man in der Beschreibung von Heidelberg und seinen Umgebungen von A. Schreiber, Heidelberg 1811. 8., die andere im Rheinischen Taschenbuche für 1813. Darmstadt, 12., von Fohr und Haldenwang gearbeitet, die dritte hat der Freiherr von Bubo in Ladenburg sehr brav gezeichnet und radirt. Sie enthält zugleich eine Ansicht der Veste Dilsberg.

74.

Hohenrechberg
bei Gmünd.

Wie der Töne feurig Ringen,
Wie der Farben reges Spiel,
Ist Versinken und Erschwingen
Der Bewegung Wechselziel.

74.
Hohenrechberg.

In die Reihe merkwürdiger Ritterburgen Deutschlands gehört das Schloß Hohenrechberg, das Stammhaus der Grafen und Herren von Rechberg und rothen Löwen, im Königreiche Württemberg, eine Stunde von der Stadt Gmünd, und gleichweit von der weiland weltberühmten Kaiserburg Hohenstaufen entfernt.

Der Rechberg, von dem die Burg den Namen führt, kann zu den höchsten der Gegend gezählt werden. Er erhebt sich auf der Mitternachtseite gegen Gmünd herab sehr steil, aber man ersteigt ihn auf einem bequemen Pfade, der am sanftern Abhange sich herauf zieht. Seinen Gipfel krönt, auf einer angebauten Fläche, umgeben von den Wohnungen des Priesters und seiner Gehülfen, eine ansehnliche Kirche, in der schon seit Jahrhunderten fromme Wallfahrten, die jedoch in der neuesten Zeit immer sparsamer erscheinen, „das wunderthätige Bild der schönen Maria" verehren.

An ihrer Stelle stand einst die Zelle eines Einsiedlers, mit einer hölzernen Kapelle. Wahrscheinlich im 11ten oder

12ten Jahrhunderte hatte er sich hier angesiedelt, und ein von Lindenholz schön geformtes Marienbild aufgestellt, zu dem die umliegenden Landleute schaarenweise wallfahrteten. Dieses Zuströmen des Volks bewog Ulrich II. von Rechberg im Jahre 1488, eine Kirche zu erbauen, für die er ein ewiges Licht und einen kleinen Fonds zur Belohnung der Messe lesenden Geistlichen stiftete. Die alte hölzerne Kapelle blieb neben dieser stehen, bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts Graf Franz Albrecht von Rechberg die an ihrer Stelle von seinem Vater aufgeführte größere Kirche vollendete, und die im Jahre 1488 erbauete zur Wohnung des Priesters umschaffen ließ.

Ein ungeheurer Umkreis eröffnet sich auf dieser Berghöhe dem Auge. Die ganze umliegende Gegend, von Segen umblüht, und von Dörfern, Weilern und Höfen gleichsam übersäet, bildet in bunter Mannigfaltigkeit von Bergen, Schlössern und Bächen ein eben so schönes als unermeßliches Gemälde. Die entferntesten Gegenstände sind, gegen Osten, das Schloß Ellwangen und der schöne Berg, dann der Rosenberg; gegen Norden, der Eintorn bei Hall; gegen Westen, Hohenheim und die Solitüde hinter Stuttgart; gegen Süden und Südost nähern sich die Albuchgebirge bis auf eine und zwei Stunden, aber eben diese beschränktere Aussicht thut dem ermüdeten Auge wohl, das auf dieser Seite an den schönen Konturen der nahe hinziehenden Gebirge ausruhen kann.

Der Kirche gegenüber, aber um vieles tiefer als sie, ragt ein vom Hauptberge abgesonderter Hügel empor, in

dessen Mitte sich ein Fels erhebt, auf dem die Burg Hohenrechberg thront, durch ihren alterthümlichen ernsten Charakter des Wanderers Blicke an sich ziehend. Auf einer großen steinernen Brücke, die über das, den Berg vom Felsenhügel trennende Thälchen führt, gelangt man in den von Oekonomiegebäuden umgebenen Vorhof des Schlosses. Eine Brücke von Holz, die über einen ungewöhnlich tiefen Graben geschlagen ist, der den Felsen vom ersten Vorhofe trennt und rings um ihn herumläuft, führt zum zweiten Thore, worunter das Burgverließ sich befand, und vordem wahrscheinlich einen hohen Thurm über sich hatte. Von da geht man zwischen dem Schloßgebäude und der innern Umfangsmauer auf das dritte Thor zu. Beim Eintritt in dasselbe sieht man sich in ein enges Dreieck, welches die zusammenlaufenden Gebäude bilden, eingeschlossen, aus dem man endlich durch ein viertes Thor zu dem innern Vorhofe auf mehrern Stufen gelangt. Hier bemerkt man nichts als eine tiefe in den Felsen gehauene Cisterne, die sich von dem Regenwasser füllt, das ihr in Rinnen von den Dächern zugeführt wird. Man kann sich nicht erinnern, daß es ihr, auch bei der größten Trockniß, an Wasser gefehlt habe. Das eigentliche Schloß hat die Form eines Hufeisens, das auf dem nördlichen Flügel durch ein zweites Gebäude fortgesetzt und geschlossen wird. Das Ganze zeugt von hohem Alterthum. Der erste Stock des Wohngebäudes ist von starken Sandsteinquadern aufgeführt, welche man am Berge findet, die zwei andern aber, aus zusammengefügten Balken. Viele Stellen, wo

später angebaut oder ausgebessert wurde, sind nicht zu verkennen. Uebrigens ist das ganze Schloß ziemlich in baulichem Stande erhalten, neuer aber doch die innere Einrichtung, wenn gleich seit dem Jahre 1585, in welchem der Letzte von der Hohenrechbergschen Hauptlinie starb, die Burg, und vorzüglich das zweite Geschoß, wo sich auch die — ein hohes Alterthum noch zeigende, nun verlassene — Burgkapelle befindet, nur zur Wohnung der herrschaftlichen Beamten diente. Jetzt wohnt nur noch ein Jäger hier.

Ehemals kam man auf einer in einem hohen Thurme angelegten steinernen Wendeltreppe in den 2ten und 3ten Stock, der noch einige Zimmer für die Herrschaft und den großen alten Saal enthält. Graf Hans von Rechberg ließ in den Jahren 1651 bis 1676 diesen Thurm abbrechen, und die Stufen in das Schloß Illereichen führen, an ihrer Stelle zu Hohenrechberg aber nur eine gewöhnliche bedeckte Treppe setzen.

Nicht so gut erhalten sind die Mauern und Thürme, die das Schloß umgaben. Theils sind sie schon verfallen, theils werden sie es durch den Zahn der Zeit immer mehr. Die Thürme standen längs der äußersten Mauer, welche den tiefen Graben umgab, und waren wahrscheinlich bewohnt. Einer davon zeichnete sich durch seine Höhe und kolossalen Umfang besonders aus, war auch durch einen Gang mit dem Schlosse verbunden. Da er aber den Einsturz drohete, so mußte er vor einigen Jahren abgetragen werden. Die Burg hatte auch Vorwerke, von denen aber wenige Ruinen übrig sind. Manche Stellen des Berges

außerhalb der Mauern sind gewölbt und haben unterirdische Gänge. Die Landleute behaupten, daß, von der Burg aus, ein solcher Gang bis nach Hohenstaufen geführt habe. Solche Sagen hat man von vielen Burgen, doch immer ohne Beweis dafür. Hier ist dies wahrscheinlich blos von einem durch den Wald gehauenen Gange zu verstehen, womit der Erdrücken, welcher beide Burgen mit einander verbindet, ganz bewachsen war.

Sonst findet sich am Berge eine Menge Petrofakte, und die ganze Formation der Erderhöhungen, hier und weiter gegen das Gebirge hin, scheint fast zu beweisen, daß diese ganze Gegend einst aus dem Wasser hervorgestiegen sey.

Auf dem Schlosse stellt sich dem Auge die reitzendste Aussicht dar. Versetzt man sich zugleich im Geiste in das 11te und 12te Jahrhundert zurück, wo der nahe Hohenstaufen, der Sitz des großen schwäbischen Kaiserhauses, so reich an Kraft und Talent, der ganzen Gegend ungewöhnlichen Glanz verlieh, wo die Rechberge Ulrich und sein Sohn Hildebrand, als Marschälle des Herzogthums Schwaben, folglich als primi Ministeriales, Principes militiae equestris und judices castrenses auf ihrer väterlichen Burg wohnten, so dürften wenige deutsche Schlösser so viel Anziehendes in sich vereinigen, als Hohenrechberg.

Der Ursprung der Burg verliert sich im grauen Alterthume. — In der Mitte des siebenten Jahrhunderts — so erzählten die Alten *) — als schon die Sonne des Evan-

*) Lyrer und Felix Fabri.

geliums ihre Strahlen in die Wälder Allemanniens ergossen hatte, hausete ein mächtiger Dynast auf der Höhe der Teck, noch in des Heidenthums Gräuel und Finsterniß begraben, und mit Grausamkeit alle verfolgend, die von seinen Götzen sich zum Christenthume bekehrt hatten. Darüber entbrannte der Zorn des Herzogs Rumelius von Allemannien, einer der Generale oder Heerführer des Pipin von Herstall — und er beschloß, die heilige Sache des Kreutzes an den Heiden zu rächen. In großer Anzahl sammelten seine Getreuen auf seinen Ruf sich um ihn her, und an der Spitze eines gewaltigen Heeres lagerte er sich im Thale bei Hausen, am Fuße der Teck. Es rückten die Feinde einander entgegen, aber Gott segnete die Waffen der Christen, und am Abend des blutigen Tages lagen 13,000 erschlagene Heiden auf dem Schlachtfelde. Unter den Gefangenen befanden sich vier Brüder mit dem rothen Löwen, und diese schickte der Sieger in das Land zwischen der Rems und der Fils, um sich dort anzusiedeln. Nachdem sie die Taufe empfangen hatten, erbauten sie hier die Burg Rechberg, führten ein christliches Leben und wurden die Väter einer Familie, die mit großem Segen geblühet hat, bis auf den heutigen Tag. Dies meldet die Sage der Vorzeit, die, obgleich nicht urkundlich verbürgt, doch den alten Ruhm des Geschlechts beweist, von dem sie spricht. Manche Umstände scheinen ihr sogar einige Glaubwürdigkeit zu geben. Pipin von Herstall begünstigte bekanntlich die inländischen Missionarien sehr, und unterstützte sie selbst durch das Schwerdt. Oft empörten sich die noch heidnischen Schwaben gegen ihn.

Auch war es um diese Zeit, als Herzog Rumelius die fränkischen Truppen in dieser Gegend anführte. Ein Thal in der Nähe Hohenrechbergs hat noch jetzt den Namen Christenthal, und bis in die ältesten Zeiten zurück haben sich die Grafen von Rechberg stets vom rothen Löwen geschrieben.

Nach dieser Erzählung würde die Erbauung der Burg ungefähr in die Periode vom Jahre 650 bis 700 fallen; doch haben wir erst seit dem 12ten Jahrhunderte, wo man bekanntlich erst anfing, sich nach den Rittersitzen zu schreiben, gewisse Nachricht von dem Daseyn derselben. Ulrich von Rechberg kommt als Marschall der Herzoge von Schwaben zu Hohenstaufen, in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts häufig vor, und zwar in Urkunden, die in der Gegend ausgefertigt wurden. Ihm folgte sein Sohn, Marschall Hildebrand von Rechberg, der erst nach 1225 starb. Dieser hatte zwei Söhne, Konrad und Ulrich. Dem ersten wurde die Stammburg Rechberg, dem andern Rechbergshausen nebst den dazu gehörigen großen Besitzungen. Ulrichs Nachkommen starben im Anfange des 15ten Jahrhunderts aus. Konrads Nachkommen stifteten dagegen vier Linien, wovon noch jetzt, die jüngste derselben, zu Weißenstein blühet. Seit Ulrich, dem Marschall, ging die Burg von Hand zu Hand in der Familie. Jetzt ist ihr Besitzer Graf Alois von Rechberg und rothen Löwen. Sie muß daher schon im 12ten Jahrhunderte, ja schon lange vorher da gewesen seyn, weil sich sonst die Familie nicht hätte davon nennen können, die damals schon eine der ersten Familien der Gegend war.

In der ersten Zeit hieß die Burg blos Rechberg, und zum erstenmale schrieb sich Albrecht in einer Urkunde vom Jahre 1323 von Hohenrechberg. Der Name selbst könnte vielleicht von Reh herrühren, deren es in dem vormals mit Nadelholz bewachsenen Berge viele gab, und welche der schwäbische Landmann Rech nennt. In den Urkunden wird nach Verschiedenheit der Sprache des Schreibers bald Reh, bald Rech oder Roch, und Reichberg geschrieben. Die Familie führt auch auf dem Helme einen Rehbock, und im Schilde die alten zwei aufrechtstehenden und einander den Rücken kehrenden rothen Löwen.

Raub entehrte nie die Burg. Zwar hatte sie mit der benachbarten ehemaligen Reichsstadt Gmünd, obgleich diese mit ihren angesehensten adeligen Bürgern im Vasallenverhältniß zur Familie stand, manche Fehde zu bestehen, doch scheint sie bis zur Erfindung des Schießpulvers jedem Anfalle getrotzt zu haben. Im Jahre 1449 ward Hohenrechberg von den Rothweilern feindlich überzogen, mit Sturm zum erstenmale erobert, und die nur aus 19 Mann bestehende Besatzung getödtet. Mehr noch litt es im letzten Jahre des 30jährigen Krieges (1648), wo es von der französischen Besatzung zu Schorndorf durch List eingenommen und übel zugerichtet ward.

Jetzt sey es mir noch erlaubt, etwas von den Geistern zu erwähnen, die, wie in vielen alten Rittersitzen, auch auf Hohenrechberg spuken sollen. Der erste, in der Mundart des Landmanns, der Rechbergische Klopferle, soll sich bei dem Tode jedes Familiengliedes durch Klopfen hören

lassen,

lassen, und zwar von der Zeit an, wo keine Rettung mehr für den Kranken ist, bis zu der Todesstunde. Ein alter Aufsatz im Familienarchive giebt folgende Geschichte als Ursprung dieser Sage an. Ulrich II. von Rechberg pflegte, wenn er abwesend war, seiner Gemahlin, einer gebornen Anna von Venningen, durch einen abgerichteten Hund Briefe in einer ihm angehängten ledernen Tasche zu übersenden. Im Jahre 1496 war Ulrich auch von Hause entfernt, und hatte lange nicht geschrieben. Seine Gattin, Anna von Venningen, unruhig darüber, betete täglich in der Burgkapelle, wo sie einmal durch starkes Klopfen in ihrer Andacht gestört wurde. Ungehalten öffnete sie die Thüre, mit den Worten: „Ich wollte, daß du ewig klopftest," war aber sehr betroffen, den treuen Hund ohne Brieftasche zu erblicken, der ihr mit trauriger Gebehrde schmeichelte. Bald darauf erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, und seit der Zeit soll es im Schlosse klopfen, so oft ein Rechberg stirbt. — Ohne die Wahrheit dieser Volkssage zu verbürgen, ist es wenigstens wahrscheinlich, daß Ulrich nicht zu Hohenrechberg endete; denn im Jahre 1496 den 10ten September lud seine Frau den Magistrat in Ulm zum Leichenbegängniß auf den 26sten desselben Monats nach Donzdorf ein. Schwerlich würde man den Leichnam 16 Tage zu Hohenrechberg haben liegen lassen, wenn er daselbst gestorben wäre. Es scheint also, daß ihn der Tod anderwärts übereilt habe, und sein Leichnam erst bis den 26sten herbeigeführt werden konnte. Der Hund mit der Brieftasche am Halsbande war vormals in einem

Zimmer des Rechbergischen Schlosses Weißenstein abgebildet zu sehen.

Der zweite, oder der sogenannte Staufergeist, ist ein Licht, das bei Sturm und Regen, und besonders zur Herbstzeit, oft in entgegengesetzter Richtung von Hohenstaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach dem Läuten der Betglocke sieht man ihn, wie die dortigen Landleute zu sagen pflegen, am Hohenstaufen liegen, und ein Feuer verbreiten, gleich einem angezündeten Backofen. Plötzlich erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg verbindet, bald langsam bald schnell über die Tannenbäume, geht links an der Burg vorbei, bis an eine Stelle unter der Kirche auf dem Berge. Von da kehrt er auf demselben Wege zurück, und bleibt nach der Meinung des Landmanns bis zur Morgenglocke am Hohenstaufen liegen, wo er sodann wieder verschwindet.

So leicht dieses Phänomen aus den Lokalverhältnissen zu erklären ist, so sieht es doch der große Haufe als eine übernatürliche, obschon unschädliche, Erscheinung an.

Uebrigens ist Hohenrechberg die Wiege einer der ältesten, edeln deutschen Familien, der Grafen und nachherigen Reichsfreiherren von Rechberg und rothen Löwen, deren altgräfliche Würde vor einigen Jahren in den beiden Staaten, Baiern und Württemberg, wieder erneuert wurde.

Schon zu der Zeit, als das mächtige Haus Hohenstaufen den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, erschienen die Rechberge unter den Dienstleuten dieses Hauses und in

der Kirche mit großen Würden geziert. Ulrich, der im Jahre 1202, und sein Sohn Hildebrand, der im Jahre 1225 starb, waren, wie schon vorher erwähnt ist, Marschälle der Herzoge von Schwaben. Des letztern Brüder, Ulrich und Siegfried, saßen auf den bischöflichen Stühlen von Speier und Augsburg. Herrlich wuchs die Familie an Gütern, Verbindungen und Ansehn heran, verbreitete sich in mehrere Zweige, und viele ihrer Glieder thaten sich durch Weisheit im Rath, und durch Kraft in der That hervor. Sie gab den geistlichen Sitzen Eichstädt, Ellwangen, Chur und Einsiedeln Bischöfe, Pröbste und Aebte, und mit den ersten Häusern von Schwaben, namentlich mit den Herzogen von Teck, den Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Hohenzollern, Werdenberg, Zimmern, Schwarzenberg, waren sie verschwägert. Die Herrschaften Heidenheim, Mindelheim, Kirchberg, Badenhausen, Illereichen, Sindelfingen, der größte Theil des Gmünder Gebiets und eine Menge Burgen und Dörfer am Kocher, der Rems und der Fils waren kürzere und längere Zeit in ihrem Besitze.

Hätten die Rechberge erhalten, was ihre Voreltern besaßen, so wäre ihr Gut im 18ten Jahrhunderte als ein ansehnliches deutsches Fürstenthum bestanden. Aber dieses höhere Emporsteigen war ihnen nicht vergönnt. Immer war in frühern Zeiten die Familie zu zahlreich, als daß die Vereinigung ihres Besitzthums unter Einem Haupte möglich gewesen wäre. Manches ging als Heirathsgut, Manches als Erbstück an fremde Namen; Manches ging durch

das Unrecht der Zeit, Einiges durch Unwirthlichkeit verloren. Doch blieb das Haus immer eins der begütertsten unter den reichsritterschaftlichen Geschlechtern, und schön und edel haben seine männlichen Glieder in unsern Tagen durch verdienstliche Geschäftsthätigkeit und tapfere Thaten den Ruhm der Väter erneuert *).

* * *

Der Herr Dekan des Landkapitels Geißlingen und Pfarrer zu Donzdorf im Würtembergschen, J. A. Rink, hat den Stoff zu diesen Nachrichten geliefert, welche durch den Herzogl. Anhaltschen Legationsrath, Herrn Brenner in Regensburg, mitgetheilt wurden. Hinzugefügt habe ich noch einiges, das ich in einer neuen Bearbeitung *eben* dieser Nachrichten über Hohenrechberg von Herrn ꝛc. Rink fand, welche im schwäbischen Taschenbuche auf 1820, Stuttgart. 12. S. 139 — 158, steht.

F. G.

*) Eine Uebersicht der Geschichte der Herren und Grafen von Rechberg und rothen Löwen befindet sich in von Saida und Dinglers baierscher Vaterlandskunde, 1807. Th. 1. S. 193.

75.

K r a i n b ü r g

an der Saale.

Nunc segetes ubi Troja fuit.

Virg.



75.

Krainburg.

Je seltener die Geschichte einer Burg im Zusammenhange ohne Lücken und Mängel erzählt werden kann, desto erfreulicher ist es, wenn man sich einmal in den Stand gesetzt sieht, diese Klage nicht führen zu dürfen, was bei der Krainburg der Fall ist. Ihre Geschichte läßt sich vom Anfange bis zum Schlusse in allen ihren Hauptmomenten genau verfolgen.

In der Mitte des eilften Jahrhunderts beherrschte Thüringen Graf Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige. Sein eifriges Bemühen, dies damals noch wenig bebaute Land zu kultiviren, wurde durch seine nachbarlichen Feinde, die Slaven und Sorben, sehr oft gestört. Immer mußte er gegen sie gerüstet seyn, sich oft mit ihnen herumschlagen, und nicht selten die meißnischen Landgrafen zu Hülfe rufen, wenn diese wilden Horden Thüringen in zu hellen Haufen bedrängten. Um sich nun gegen ihre Einbrüche zu sichern, erbaute er auf den Gränzen seines Landes Bergvesten, und

übergab sie seinen Vasallen zur Vertheidigung. Zu gleichem Zwecke ließ er im Jahre 1046 am Ufer der Saale, welche hier sein Land von dem seiner Feinde schied, auf einem Hügel eine Burg erbauen, die er einem seiner Dienstmannen, Hans Otto von Krain, erb- und eigenthümlich, auf männliche und weibliche Nachkommen forterbend, schenkte. Dazu legte er ringsum eine bedeutende Anzahl Aecker und Waldungen, wodurch ein kleines Gebiet entstand, das dem neuen Vasallen die gehörige Subsistenz verschaffte. Außer der Erlaubniß, die Burg nach seinem Namen zu nennen, legte er ihm noch die Verbindlichkeit auf, stets vierzig streitbare Männer auf eigene Kosten zur Abwehrung des Feindes in der Burg zu unterhalten, und ihm jederzeit damit zu Dienste zu stehen.

Hans Otto von Crain oder Krain war also der erste Besitzer der neuen Burg, der er den Namen Krainburg beilegte. Ihre ohnehin schon dauerhafte Befestigung vermehrte er noch, und ließ es auch nicht an äußerer Verzierung und bequemer Einrichtung fehlen. Vier starke Warten oder Thürme hatte sie, einen geräumigen Hof, tiefe Keller und einen Brunnen, der durch den Felsen hindurch bis auf den Spiegel der Saale ging, aus welcher durch einen Seitenkanal das Wasser derselben hingeleitet war. Auch traf er noch mit den Besitzern der nachbarlichen Dåneburg die Sicherheitsmaaßregel, sich durch wechselseitige Feuerzeichen von drohenden Gefahren zu benachrichtigen. Wenn sich z. B. der Feind des Nachts über die Unstrut

nähere, so solle vor der Warte gegen Morgen mittagswärts Feuer unterhalten werden, was von dorther von der Warte gegen Abend mittagswärts erwiedert werden mußte. Wenn aber vor beiden Warten, sowohl vor der gegen Morgen mittagswärts als vor der gegen Morgen mitternachtwärts Feuer lodere, so stände das Schloß in Gefahr, vom Feinde bestürmt zu werden, und müsse alsdann die halbe Besatzung einander zu Hülfe eilen. Trete diese Gefahr bei Tage ein, so würde statt des Feuers ein starker Rauch unterhalten werden. Diese Verabredung wurde sogar mit einem Handschlage und Eide beider Burgherren bekräftigt, und war in der Folge recht oft von großem Nutzen.

Nach Hans Otto's Tode erbte im Jahre 1059 sein Sohn Hermann die Krainburg. Er war ein Zeitgenosse Landgraf Ludwigs des Springers, der damals Thüringen beherrschte, und sich oft in dieser Gegend aufhielt, wo er die Freiburg und die Schönburg erbauen ließ.

Hermann suchte sich auf alle Art bei seinem Obern einzuschmeicheln, und das gelang ihm auch so gut, daß er allmählig Ludwigs vertrauter Liebling wurde. Ludwig besuchte ihn häufig, sie jagten viel zusammen, und Hermann zog daraus gar manchen Vortheil. Einst waren sie auch auf der Jagd. Hermann ritt ein schönes weißes Pferd, das er nicht lange erst erhalten hatte, und unterhielt den Fürsten viel von den vortrefflichen Eigenschaften des Thieres. Ludwigen hatte es gleich auf den ersten Blick gefallen, und

er fragte bald, ob er es ihm nicht verkaufen wolle? Hermann, schlau, wie es kaum ein Hofmann unserer Tage seyn kann, sprang schnell von dem schönen Rosse, mit den Worten: „Es ist hiermit Eurer Fürstlichen Gnaden geschenkt.“ „Nein, erwiederte Ludwig, das nicht, aber wir wollen tauschen!“ Und somit stieg er ab, setzte sich auf den schönen Schimmel, der hernach den Namen weißer Schwan erhielt, und Hermann erhielt dafür das fürstlich und reich geschmückte Pferd Ludwigs mit Sattel und Zeug. Späterhin legte Ludwig an dem Orte, wo dieser Tausch geschehen war, ein Dorf an, und nannte es zum Andenken an die Scene Tauschwitz. Es ist zwar in spätern Zeiten wieder eingegangen, aber die Gemarkung führt den Namen noch jetzt.

Bei der Liebesgeschichte Ludwigs und der Pfalzgräfin Adelheid, die schon bei Giebichenstein erzählt ist *), war Hermann ein sehr thätiger Theilnehmer, ja, man sagt, einer der Mörder des Pfalzgrafen Friedrich.

Hermann starb im Jahre 1062. Er hinterließ keinen Sohn, nur zwei Töchter. Die jüngste ward Nonne, daher die Krainburg und Zubehör auf die älteste vererbte, welche Ludolph von Güldenburg zum Manne hatte. Dieser Ludolph war ein Emporkömmling durch seine Faust. Tolldreist wagte er Alles, denn er hatte nichts zu verlieren, da

*) Bd. 1. S. 143.

er nichts besaß. Vom Landgrafen Ludwig war er ebenfalls wohl gelitten, und dieser hatte auch seine Heirath gestiftet. Auch er spielte in Ludwigs Liebesroman eine bedeutende Rolle. Er war mit unter denen, welche am Ufer der Saale Ludwigen empfingen, als er den großen Sprung vollendet hatte, und er begleitete ihn auch in Pilgrimskleidung nach Rom, wo Ludwig für baares Geld sich Vergebung seiner Sünden erhandelte.

Ludolph von Güldenburg — in manchen Urkunden findet man ihn auch Gvillenburg geschrieben — starb im Jahre 1108. Sein ältester Sohn Ludwig war Nachfolger im Besitz seiner Güter, welche dieser durch die nahgelegene Rudolphsburg mit Zubehör vermehrte, indem er die einzige Tochter Otto's von der Rudolphsburg ehelichte. Damals war es, wo der thüringische Adel die Unterthanen sehr mißhandelte. Die erste Veranlassung dazu gab die allgemeine drückende Theurung, wo sich viele Arme, um nur das liebe Brod zu haben, als Leibeigene an die Edeln hingaben, und gewissermaaßen verkauften. Dies erzeugte eine Geringschätzung gegen diese Unglücklichen, welche von einer unmenschlichen Behandlung begleitet war, die sich zuletzt auf den ganzen Bauerstand ausdehnte, so daß man, wie sich das alte Manuscript, dem ich hier nacherzähle, ausdrückt, „einen Hund höher als einen Bauer achtete." Wer noch Pferde, Kühe oder Ochsen hatte, mußte täglich des Vormittags die Edelgüter damit bearbeiten, oder Fuhren verrichten. Die kein Vieh hatten, mußten sich zu

sechsen vor einen Pflug spannen lassen und ackern. Ein siebenter leitete ihn, und der Edelherr ritt entweder selbst mit der Peitsche nebenher, oder sein Büttel that es, und hieb zu, wenn das Gespann nicht fleißig genug anzog. In den kleinern Städten wurden die Bürger und Handwerker eben so behandelt. Empörende Beispiele von grausamer Härte kamen da zum Vorschein, von denen noch einige bekannt sind. So hatte unter andern einmal ein Heinrich von Heerd zu Priestedt eine hochschwangere Bäuerin, der kurz zuvor ihr Mann gestorben war, mit vor den Pflug spannen lassen, und sie dabei so barbarisch behandelt, daß sie auf dem Acker niederfiel, zu zeitig gebar und auf der Stelle nebst dem Kinde starb. Freilich hätte der damalige Regent Thüringens, Ludwig II., dem die Geschichte den Beinamen des Eisernen giebt, diesem Unwesen steuern sollen; aber dieser junge unerfahrne Mensch lebte nur sich und seinem Vergnügen, jagte in den Wäldern, tummelte seine Rosse, und hörte nichts von den Klagen der Unterthanen, weil „die von Adel schneller wie die Adler um ihn herum waren, und alles abtrieben." Nur ein zufälliges Ungefähr öffnete ihm endlich die Augen. Als er sich einst im Herbste 1122 in Freiburg mit seinem Hofstaate aufhielt, verirrte er sich auf der Jagd, kam von seinem Gefolge ab, und die einbrechende Nacht nöthigte ihn, in der Hütte eines Ruhlaer Waldschmidts seine Zuflucht zu nehmen. Der Schmidt, der ihn entweder nicht kannte oder nicht kennen wollte, erkundigte sich, ehe er ihm die Thür öffnete, wer er sey? Ludwig nannte sich einen Jäger des

Land=

Landgrafen, der sich verirrt habe. Da brach der Schmidt in derbe Schimpfreden gegen den Landgrafen aus, ließ Ludwigen zwar ein, wies ihm aber nur einen schlechten Ruheplatz an. Er arbeitete die ganze Nacht hindurch, und so oft er auf den Amboß schlug, rief er dabei aus: „Landgraf werde hart! Landgraf werde hart!" Die Unterredung, die er mit sich selbst hielt, schilderte dem scheinbar schlafenden Ludwig die traurigen Folgen seiner sorglosen Regierung so lebhaft, und die beißenden Spöttereien drangen ihm so ans Herz, daß er von der wärmsten Begierde, diesem Unheile abzuhelfen, beseelt wurde. Und kaum war er nach Freiburg zurückgekommen, so stellte er über die Wahrheit des Gehörten Untersuchungen an, und fand da freilich Alles bestätigt. Muthig machte er nun den Anfang zur Tilgung dieser Mißbräuche, und strafte ohne Rücksicht. Die übermüthigen Edelleute, von aller Subordination entwöhnt, fanden dies anfänglich höchst sonderbar, und da Ludwig in seinem Benehmen fortfuhr und Ernst zeigte, so widersetzten sie sich. Es kam zu einer förmlichen Fehde, in der jedoch Ludwig die Oberhand behielt und die vornehmsten Aufrührer fing. Ihre Bestrafung war ihren Thaten angemessen. Er ließ sechs und sechs vor einen Pflug spannen, einer seiner Diener mußte ihn leiten, und er ritt mit einer Jagdhetze selbst nebenher, peitschte auf sie ein, wenn sie lässig wurden, und rief dabei immer wie der Ruhlaer Schmidt: „Landgraf werde hart! Landgraf werde hart!" Diese Operation dauerte drei Tage lang, in welcher Zeit die Herren 1½ Morgen

umgeackert hatten. In der Gegend von Freiburg geschah dies. Nachher wurde der Acker mit einer Mauer umgeben, zu einer Freistätte gemacht, und ist noch bis heute unter dem Namen des Edelackers bekannt. Außer dieser schimpflichen und körperlichen Züchtigung mußte auch noch jeder 50 Mark Silber an die landgräfliche Rentei erlegen. Der vorhin erwähnte Heinrich von Heerd wurde wegen seiner Schandthaten auf die Wartburg gesetzt, enthauptet, und Andere, die es nicht ganz so arg gemacht hatten, mußten 30 Mark Silber erlegen. Daß der thüringische Adel über eine solche beispiellose Behandlung höchst erbittert war und ins Geheim auf Rache sann, läßt sich denken. Ludwig mochte dies wohl auch fürchten, und ging daher immer im Panzer, weshalb er den Namen des Eisernen erhalten haben soll.

Unter den minder Bestraften war auch unser Ludwig von Güldenburg. Er war sehr geneigt dazu, gleich seinen Kollegen die Menschen wie das Vieh zu behandeln, aber sein Weib Hildegard hielt ihn davon zurück. Im Jahre 1164 starb er. Von seinen zwei Söhnen bekam der ältere die Krainburg, der andere die Rudolphsburg. Die nun folgenden Besitzer der Krainburg wurden, wie so viele andere Burgherren Thüringens, seit der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, Straßenräuber. Die Fehden der Sophie von Burgund und des Markgrafen Heinrich von Meißen über den Besitz Thüringens, gaben ihnen die beste Gelegenheit dazu, und die von Letztern bei Kösen neu er-

baute Brücke über die Saale, die alle Reisende passiren mußten, führte ihnen die Beute von selbst zu. In dem Kriege Alberts des Unartigen mit seinen Söhnen trieben sie es am ärgsten.

Siegmund Otto von Güldenburg, der ums Jahr 1284 die Krainburg besaß, war einer der schlimmsten. Die Einwohner seines Dorfs Tauschwitz, mußten ihm alle behülflich seyn. Wenn es in der Nähe Beute zu machen gab, so fielen diese auf den ersten Wink heraus, und schleppten ihm den Raub zu. Doch, das ging nicht allein hier, das ging überall so, bis endlich Kaiser Rudolph von Habsburg im Jahre 1290 diesem Unwesen zum Theil und wenigstens fürs erste ein Ende machte. In Thüringen allein ließ er gegen sechzig Burgen belagern und zerstören, worunter auch unsere Krainburg war. Siegmund Otto, der den wiederholten Aufforderungen Rudolphs an alle Vasallen und Edle Thüringens, sich in Erfurt zu stellen, nicht traute, dem das böse Gewissen nichts Gutes da prophezeite, floh mit Weib und Kind ins Mecklenburgsche. Die Tauschwitzer Bauern besetzten darauf die Burg, konnten sie aber gegen die kaiserlichen Völker nicht vertheidigen. Am 2ten Mai 1291 wurde sie erobert, und was sich da nicht gutwillig ergab, mußte über die Klinge springen, oder wurde aufgeknüpft. Krainburg ging in Flammen auf, und eben so Tauschwitz. Nie sind beide wieder erbauet worden, und die Güldenburgsche Familie kehrte auch nie wieder zurück. Ihre Besitzungen kamen nachher in

andere Hände, und sind jetzt zum Theil ein Eigenthum der Schule Pforta.

So endete die Krainburg nach einer kaum drittehalbhundertjährigen Dauer. Keine Spur ist davon übrig, aber wo sie stand, das weiß man noch genau.

* * *

Einem alten Manuscripte habe ich diese Geschichte der Krainburg nacherzählt, das in den „Beiträgen zur sächsischen Geschichte, besonders des sächsischen Adels" im St. Altenburg 1791. 8. S. 61 abgedruckt ist.

76.

Schildberg
am Harz.

Alles wandelt die Zeit — die unerbittlichen Horen
Ziehn, ein vernichtender Strom, durch die erschütterte Welt.
Nur die höh're Gewalt des göttergleichen Gedankens
Herrscht ob Trümmern des All' einig und wandellos fort.

76.

Schildberg.

Die Burg Schildberg oder Haus-Schildberg liegt drei Viertelstunden von Seesen, dem Fahrwege nach Lautenthal zur Linken, dem Fußsteige dahin zur Rechten. Versteckt liegt sie zwischen höhern Harzbergen, auf einem von allen Seiten steilen, jedoch nicht hohen Berge, an dessen Fuße der Bach Schildau nach Seesen hin läuft.

In Chroniken findet man gar wenig von ihr. Die Tradition aber sagt, daß es ein Jagdschloß der Herzoge von Sachsen, und besonders Heinrichs des Finklers, der sich, wie bei der Staufenburg *) erzählt ist, in dieser Gegend viel aufhielt, gewesen sey. Nachher war Schildberg im Besitz des Stiftes Gandersheim, das es im Jahre 1148 an Graf Hermann von Homburg vertauschte. Späterhin soll es der Zufluchtsort der Herren von Clausberge, welche in dem Dorfe Engelade, eine halbe Stunde unter Seesen, ihren Wohnsitz hatten, und zuletzt ein Eigenthum der Herren von Steinberg gewesen seyn. Diese wohnten in Bornhausen, drei Viertelstunden von Seesen, gegen Norden. Als sie im Jahre 1622 ausstarben, fiel Schildberg als eröffnetes Lehn an das Stift Gandersheim zurück.

*) Im 4ten Bande, S. 1.

Daß Schildberg einmal ein Eigenthum der Tempelherren gewesen, wie einige Wenige meinen, wird zwar durch nichts bestätigt, ist aber doch nicht ganz unwahrscheinlich. Im nahen Flecken Gittelde hatten sie sich angesiedelt, das weiß man. Man weiß auch, daß nach der Aufhebung des Ordens (1311) ihre Besitzungen an verschiedene edle Familien kamen. Da kann nun Schildberg leicht dazu gehört haben, und nach 1311 können noch Tempelherren darauf gewesen seyn.

Von der Umfassungsmauer sieht man noch etwas. Auch eine Kelleröffnung und die Brunnenvertiefung sind noch da. In neuern Zeiten scheinen Schatzgräber auch hier, wie bei so mancher Ruine, ihr Wesen getrieben zu haben; verschiedene Spuren zeigen dies augenscheinlich.

* * *

Handschriftliche Nachrichten.



Ende des dritten Bandes.

Halle,
gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.



